

7. Sekundärliteratur

Familien-Nachrichten für die Nachkommen A. H. Franckes.

Halle (Saale), 1911

Drittes Stück

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Familien-Nachrichten
für die
Nachkommen A. B. Franckes

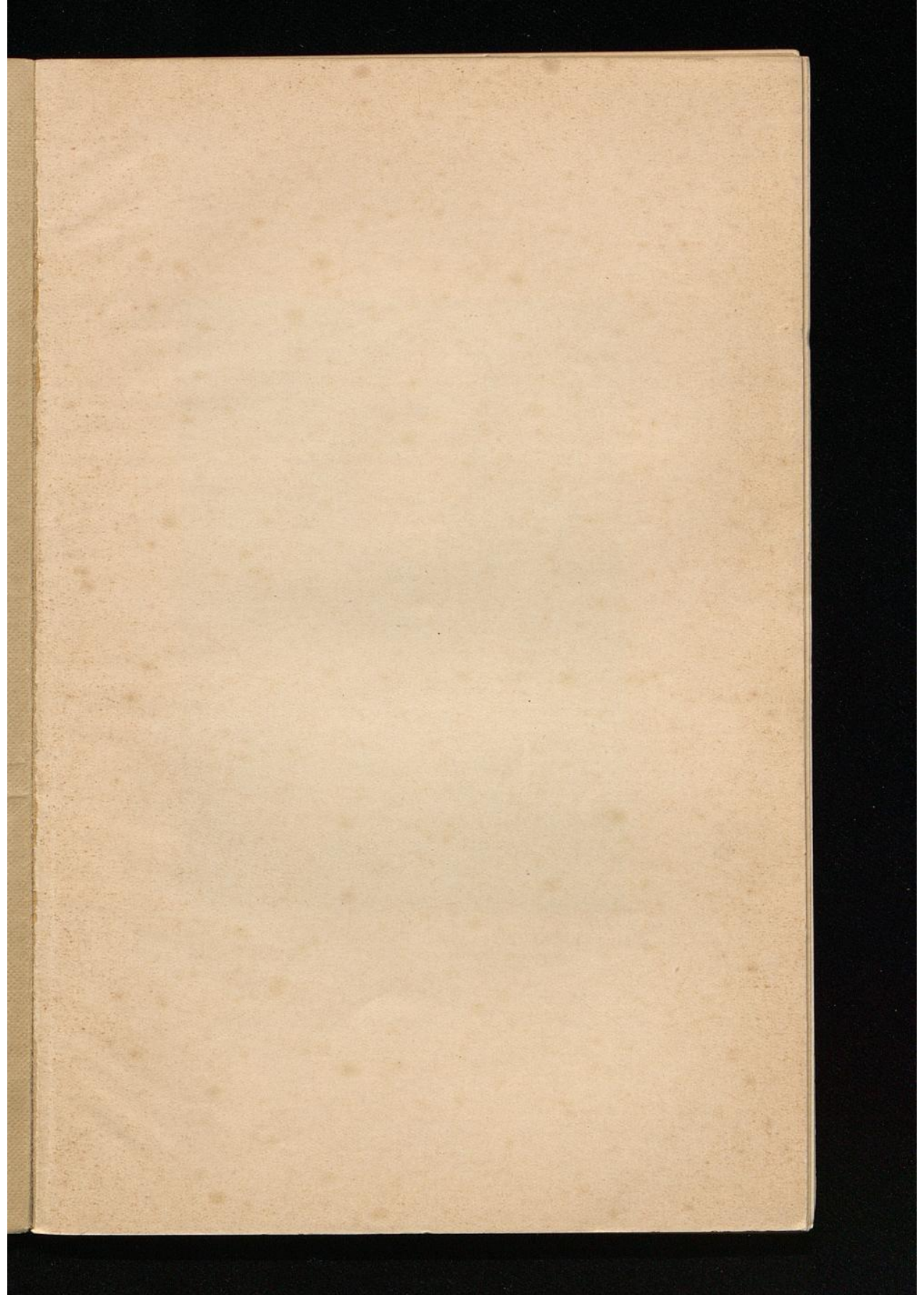
Drittes Stück

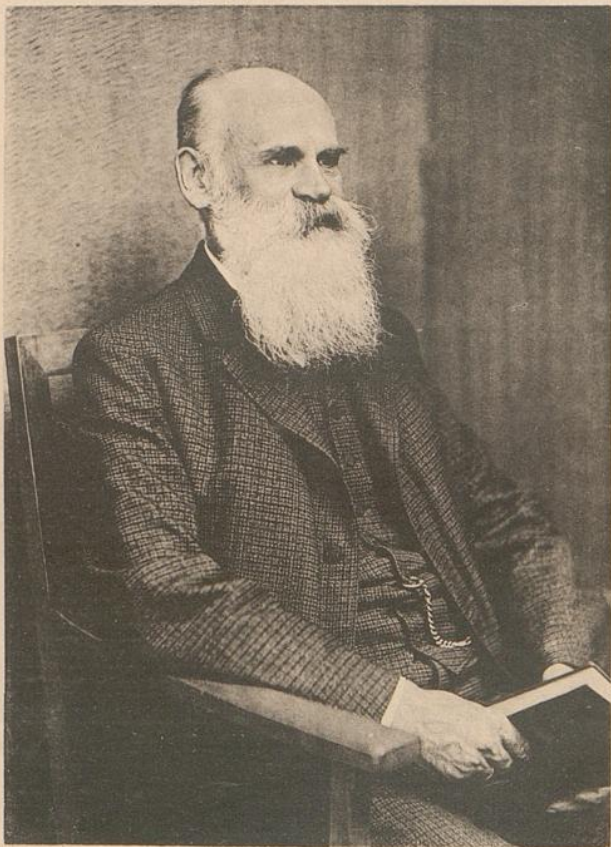
Balle a. S.
Druck von Ehrhardt Karras
1913

38



8. 967 - 3





Professor Dr. Max Niemeyer.

Geboren den 25. Dezember 1851, gestorben den 19. Mai 1913.

„Bin ein Maulesel worden, darf lustig
sein, Ade nun, ihr Sorgen, du Zittern
und Bibbern, du Bangen und Hangen
in zehrender Pein!

Also ein Maulesel, ein mulus! Ja was ist das nun für
ein Institut? Fürwahr ein Individuum sehr wunderbarer Art,
das hohe Sprünge machen kann, 10 Fuß hoch; das gar wild
und unbändig ist. — — —

„Es war der 19. September, als ich meinen ersten Grad
anzog, als ich mit schlotternden Knien in den Saal des Schreckens
eilte, in welchem der heilige Senat der gestrengen Examinatoren
thronte und an der Mitte des grünen Tisches jener Oberster der
Herren, der verfluchte Alig; und Augen und Stimme, sie verkündeten
den hohen Gebieter. Da wurde es dem armen Befragten gar
wunderlich zumute, die tiefste Verbeugung, die je gemacht,
erfolgte — und er schmunzelte. Mit drei andern wurde ich am
Nachmittag geprüft. Zuerst waren die Qualen der vier Männer
im feurigen Ofen furchtbar, doch bald legten sich die Gluten, die
Antworten gingen vortrefflich, ja eilten den Fragen fast voraus.“

So erquickend übermütig schreibt der Alumnus und Abi-
turient des Joachimsstalschen Gymnasiums Max Niemeyer 1872
an seine Schwester Margarethe in Köslin. Eine Reihe von

Briefen gehen voran, manche folgen und werden von der Schwester als Heiligtum aufbewahrt. Sie haben mir beim Vorlesen Stunden der reinsten Weihe bereitet. Sie offenbaren einen edlen Charakter, wie er bei solch jungen Menschen selten zu finden ist. Sie sind zärtlich besorgt um das Befinden der Mutter („Mamachen“) und der beiden Schwestern, die er in Köslin in Sorgen wußte. Schwester Grethe steht vor der Lehrerinnenprüfung. Er sucht ihr Selbstvertrauen zu stärken; er weist darauf hin, wie fleißig sie gewesen sei, wie sie ihre Pflicht erfüllt, und daß das Gefühl dieser Pflichterfüllung und die Frucht der ernstesten Arbeit ihr auch erhalten bleibe, wenn der Erfolg wider Erwarten ausbleiben solle. Ohne Wohlfrederei, stets aus wahrhaftem Herzen und unmittelbar die Seele berührend. Doch keine Überreife, vielmehr durchaus kindlich, zumal vielfach voll prächtigen Humors. (Beide Eigenschaften bewahrte er sich bis an sein Lebensende.) Einmal verbietet der Raum die Wiedergabe der Briefe, und andererseits meint die Bescheidenheit der Schwester Grethe, es seien die Briefe für die Öffentlichkeit ungeeignet. Demgegenüber kann ich versichern, daß jeder einzelne Brief eine Charakterbildung verrät, die vorzüglich vorbildlich wirken muß. Und dazu vor allem, meine ich, sollen unsere Familiennachrichten beitragen. Sie sollen der Riemeyerschen Jugend und den nächsten Verwandten zeigen, wie unsere Männer waren und wie sie sich gebildet haben.

Es beschäftigen sich die Briefe mit dem Wohl und den Sorgen der in den einfachsten Verhältnissen lebenden Mutter. Der zarte und schwächliche Knabe war von frühher der Freund und Vertraute seiner Mutter. In der Dämmerung saßen sie zusammen auf dem Sofa und tauschten Sorgen und Gedanken. Rückhaltlos weihte ihn die Mutter ein, zum Heil und Segen des Sohnes. Er war sich früh bewußt, was die Mutter von ihm erwartete und wie ihre Hoffnung auf seiner Entwicklung

beruhte. Max selbst hat uns ja im vorigen Hefte einen rührenden Zug ihrer Erziehung erzählt (S. 2). Auguste Niemeier, geb. Westphal (siehe Hest 2, S. 231) hatte eine sorgfältige Erziehung genossen, sie sprach fertig französisch und war auch musikalisch gebildet. Die Not, von der uns Max im vorigen Hefte erzählte (S. 23) wies sie jedoch mehr auf Hausfrauenarbeit hin, als ihr für die Erziehung ihrer drei Kinder Max, Grethe und Agnes lieb war. Da reichte ihr Luise Freytag, eine Verwandte mütterlicherseits die Hand. Max gab seiner Tochter Hilde neben ihrem Rufnamen zwei Namen, „Luise und Sophie“, als die Namen der Frauen, denen er neben seiner Mutter unendlich viel zu danken habe: „Luise Freytag und Sophie Fleischer“. Alljährlich kommen in Berlin am 18. November etwa 80 Damen aus den verschiedensten Ständen, vorzugsweise aber aus dem Adel, zusammen und feiern das Andenken ihrer Schule und ihrer Erzieherin Luise Freytag. Die Freytagsche Anstalt hatte durch Jahrzehnte vorzüglichen Ruf und wurde von der Regierung ausgezeichnet. Also hier fand Max Mutter Beistand in ihrer Not. Sie ließ sich in Schmolsin bei Stolp nieder, weil zu der Zeit die Pension Freytag dort blühte. Ein Dorf war es, die ideale Erziehungsstätte für die Kleinsten. Den Abc-Unterricht leitete die Mutter, den ersten lateinischen Unterricht erhielt der Knabe von Tante Luise, einer großen stattlichen Dame, die schon äußerlich sich mit viel Würde umgab. Die Notwendigkeit des Gymnasiums erzwang den Umzug nach Köslin (1860), wohin später über Belgard (1860—63) Tante Luise mit ihrer Pension folgte. Von 1862—68 besuchte Max das Gymnasium zu Köslin (Hest 2, S. 2), und dann brachte die Mutter das schwere Opfer, den Sohn an das Joachimstalsche Gymnasium nach Berlin ziehen zu lassen (Ostern 1868). Sie fürchtete die ungünstige Wirkung der ausschließlichen Frauenerziehung. Auf alle diese Verhältnisse

werfen die Briefe aus Joachimstal nach Hause ein helles, warmes Licht. Nur in den großen Ferien weilte Max daheim. Des Sonntags war er häufig bei Fleischers. Von Sophie Fleischergeb. Niemeyer, ältestes Kind von Franz Anton, unserem Stammtafel-Niemeyer, erzählt Franz, der Stiefbruder von Max, „Tante Sophie mußte man sofort liebhaben“ (er und sein Bruder Felix waren als Zöglinge des Waisenhauses in Halle auf Ferienbesuch bei der Tante zu Berlin).

Über den Joachimicus Max Niemeyer gibt ein Mitschüler den folgenden Bericht, der leider aus Mangel an Raum nur zum Teil wiedergegeben werden kann. Der Verfasser wird mir hoffentlich nicht gram sein.

In memoriam amici-condiscipuli Max Niemeyer.

Pfarrer Erich Rejser, Behlendorf, 20. Oktober 1913.

Ein schmaler, schlanker, schwarzgelockter Jüngling mit tiefbraunen, fast stechenden Augen unter der hohen breiten Stirn, immer fröhlich dreinschauend und ungewöhnlich lebhaft und beweglich, auf den dünnen Beinen immer flink daherschreitend, so sehe ich ihn vor mir, als wir zum ersten Male Michaelis 1868 in Untersekunda von unsrem ehrwürdigen alten „Joachimstal“ einander begegneten. Ein sehr freundlich-gefälliges Wesen war ihm eigen, von viel Lust und Frohsinn erfüllt. Aber es war im Grunde doch eine ernste, strenge, energische Natur, die fest entschlossen, ohne viel Umschweife, geradeaus und immer ehrlich auf ihr Ziel lossteuert. Niemeyer ist, — soviel ich mich erinnere — coram omnibus, vor der Klasse niemals erinnert oder getadelt — „mit Hausarrest bestraft“ worden. Er war ein Schüler, auf den der Lehrer stets rechnen konnte, und ein Mitschüler, der sehr bald unser aller Liebling

ward. Oft amüsierte uns sein helles, munteres Lachen, wenn einmal ein guter Witz gefallen war; er vermochte aber auch sehr ernst und energisch dreinzureden, wenn einmal irgend etwas nicht nach seinem redlichen Sinn und seinem guten Geschmack gewesen war. Sein gewissenhaftes und stetiges Arbeiten im Bunde mit seinen schönen Geistesgaben erwarb ihm bald die liebevollste Beachtung unsrer Lehrer und setzte ihn sehr bald in der Klasse auf die ersten Plätze. Er besaß eine seltene Neigung für die klassischen Sprachen, zumal die lateinischen Dichter; er „präparierte“ sehr gewissenhaft; besonders aber hegte er eine große Liebe für seine schöne deutsche Muttersprache und seine Aufsätze gehörten gewöhnlich zu den besten der Klasse, weil sie sich nicht nur durch edlen Schwung der Darstellung, sondern durch den gediegenen, streng logischen Auf- und Ausbau ihres Inhalts empfahlen. Das alles prädestinierte ihn zum Philologen, zu dem Lehrfach, dem er hernach mit so viel Ernst und Erfolg obgelegen

Die Erinnerung des treuen Mitschülers schwelgt bei den lateinischen Studien des Joachimsstalschen Gymnasiums, die weit über das heute geforderte Maß und auch der andern damaligen Schwesteranstalten hinausgingen.

Maxens Mutter war schon Michaelis 1871 nach Berlin übergesiedelt. (Schwester Margarethe hatte ihr Examen bestanden und war als Erzieherin tätig, Agnes lernte „Wirtschaft“ in verwandter Familie.) Anfangs bewohnte die Mutter ein Zimmerchen in der Linienstraße, bis sie dann mit dem Sohne zusammen eine Wohnung in der Ritterstraße bezog. Aus den Universitätsjahren erzählt Herr Pfarrer Kehler weiter:

Unser Niemeier war gewiß ein sehr fröhlicher und frischer Bruder Studio, aber er hat gleich vom ersten

Semester an mit viel Treue und Hingebung sich in die besten alten Autoren, zumal „seinen Plautus“ vertieft; wenigstens hat er mir, wenn wir in der ersten Zeit unfres Studiums einander wiedersehen, viel von seinen Kollegen und Spezialstudien berichtet, leuchtenden Auges; und bei den Namen Haupt, Vahlen, Mommsen konnte er beinahe in eine köstliche „pythische“ Ekstase geraten. Da schweifen denn heute, nach 40 Jahren, meine Gedanken wehmützvoll hinüber zu dem Idyll, in dessen behaglichem Dämmerlicht sie beide, Mutter und Sohn, ein bescheidenes und doch so urbehagliches Dasein spannen, — hin zu der gemüthlichen Stube in jenem kleinen Gartenhause der Ritterstraße, zu der vom Hofe aus eine etwas steile Treppe hinauführte. Das war eine glückliche Zeit, und glücklich waren sie beide, Mutter und Sohn!

„1877 erwarb Max den Doktorgrad. Nachdem er darauf in Potsdam als Erzieher tätig gewesen, bestand er zu Berlin im Mai 1878 das Staatsexamen und absolvierte bis Ostern 1879 als Mitglied des pädagogischen Seminars für gelehrte Schulen sein Probejahr am Askaniischen Gymnasium, woselbst er seit Michaelis 1879 angestellt war. Außer einer Dissertation: 'De Plauti fabularum recensione duplici' veröffentlichte er bis dahin an verschiedenen Orten Beiträge zur Kritik der römischen Komiker.“ (Mitteilung des Askaniischen Gymnasiums.)

„Ostern 1884 wurde Niemeyer an das Viktoria-Gymnasium in Potsdam berufen, und hier hat er bis an sein Lebensende mit reichem Erfolg und vielem Segen gewirkt. Nachdem er einige Jahre in den mittleren Klassen beschäftigt gewesen war, hat er beinahe 20 Jahre den lateinischen Unterricht in Prima erteilt. Hier war er, wie überhaupt einer, an seiner Stelle. Durch seine gründliche Kenntniss der lateinischen Sprache, durch

seine lebhafteste Phantasie und durch sein anregendes, mit sich fort-reißendes Wesen verstand er es, nicht nur seinen Schülern tüchtige Kenntnisse beizubringen, sondern seine Stunden auch so zu gestalten, daß seine jungen Zuhörer mit freudigem Interesse seinen Ausführungen folgten. Neben der Arbeit für die Schule war er auch eifrig wissenschaftlich tätig; er arbeitete viel, oft zu viel. Im Jahre 1890 erhielt er von der Verlagsbuchhandlung von Teubner den ehrenvollen Auftrag, die von Briz begründete Ausgabe der Komödien des Plautus neu zu bearbeiten; alle seit der Zeit erschienenen Neuauflagen stammen daher aus Max Niemeyers Feder, zuletzt konnten sie geradezu eine Neugestaltung des ursprünglichen Werkes genannt werden. In den letzten zehn Jahren bearbeitete er daneben auch die neuen Auflagen der von Kopp begründeten römischen Literaturgeschichte. Sein Interesse beschränkte sich aber nicht auf die alten Sprachen, sondern er beschäftigte sich auch eingehend mit der französischen und englischen Literatur. Besonders waren es Romane, die er, wenn er sich Muße gönnte, zugleich mit der Absicht las, sich in diese ihm sonst fernliegenden Sprachen hineinzuarbeiten.

Das erste Jahr in Potsdam wohnte er mit seiner lieben Mutter zusammen. Dann aber trennten sich beide, weil die Mutter, wie er öfter erzählte, wünschte, daß auch er einmal die Unbequemlichkeiten eines Junggesellenlebens kennen lerne, und in der Stille hoffte, daß er sich dann um so schneller zu einer Ehe entschließen werde. Diese mütterliche Hoffnung ging über Erwarten schnell in Erfüllung. Schon ein Halbjahr später verlobte er sich in Wiesbaden mit Martha Rehorst, die er im Sommer 1885 in Potsdam kennengelernt hatte, und am 13. April 1887 führte er die Auserwählte als Gattin in ein behaglich eingerichtetes, neues Heim in der Bismarckstraße in Potsdam. In treuester Herzensfreundschaft haben beide Freund

und Leid gemeinsam getragen. Max selber fühlte sich nirgends auf der Welt so wohl wie in seinem Heim und am allermeisten seit der Zeit, wo er in der Eichenhartstraße ein eigenes Haus erworben hatte. In seiner impulsiven Art gab er einmal bei einer Gesellschaft dem Gefühl seines ehelichen Glücks mit den Worten Ausdruck, daß er am liebsten zwei Frauen haben möchte. Die Worte klingen vielleicht sonderbar, aber sie sollten bei einem Trinkspruch auf die Frauen nur ein Ausdruck seines innern Glückes sein. Niemeyer war nämlich bei festlichen Gelegenheiten auch ein gewandter und beliebter Redner, der manche, von reichem Beifall umrauschte Tischrede gehalten hat. „Die Gattin hat auch am Berufsleben ihres Mannes innig teilgenommen. Er fand bei ihr ein liebevolles Eingehen in seine Ideen und ein richtiges Verständnis für seinen Beruf und war beglückt, ihrem Interesse und klarem Urteil zu begegnen, falls er das Bedürfnis fühlte, mit ihr sich über Berufsangelegenheiten auszusprechen.“ Auch außerhalb seiner Familie und seines Berufes bekundete Max Niemeyer reges Interesse. Er war Mitglied des Bezirksvereins, in dessen Revier er wohnte, und gehörte eine Zeitlang auch dem Gemeindefriedenskirchenrat der Friedenskirche an. In diesem Ehrenamt bekundete er eine nicht täglich vorkommende Charakterfestigkeit. Im Bereich der Friedensgemeinde waren vor etwa 16 Jahren durch kirchliche Neubauten, die besonders auf Betreiben des Oberhofmeisters der Kaiserin, des Herrn von Mirbach, ausgeführt wurden, die Kirchensteuern zu einer bedenklichen Höhe gestiegen. Niemeyer hatte stets zum Maßhalten geraten, war aber mit seiner Ansicht nicht durchgedrungen. Als nach der Beendigung dieser Bautätigkeit die Gemeindevertretung Herrn von Mirbach eine Adresse zum Dank für seine Hilfe überreichte, weigerte er sich seinen Namen einzutragen. Man ließ also die Stelle frei. Jahre waren inzwischen vergangen, da sagte eines Tages Herr von Mirbach nach einer

Besprechung, die in Niemeyers Wohnung stattgehabt hatte: „Sie sind ja gar nicht so rabiāt, als ich gedacht habe; Sie schreiben sich sicher auch noch in meine schöne Adresse ein“. Er wehrte ab; und als einige Stunden später ein Diener von Mirbach wirklich mit der Adresse kam, mußte er unverrichteter Sache wieder abziehen. Gegen seine Überzeugung zu handeln, ließ er sich auch durch Leute in recht hohen Stellungen nicht bewegen.

Niemeyer war in Potsdam auch beim Volk eine bekannte Persönlichkeit durch seine Tätigkeit im Nationalliberalen Verein. Als dieser Verein im Jahre 1885 gegründet wurde, war er einer der ersten, der ihm beitrug. Nach etlichen Jahren wurde er zum Vorsitzenden gewählt und hat dies Amt bis zu seinem Tode bekleidet. Auch hierbei war er eifrig bemüht, der Sache, die er politisch vertrat, zum Siege zu verhelfen. Noch den letzten Abend, den er außerhalb seines Hauses zubachte, leitete er eine gut besuchte Versammlung des Nationalliberalen Vereins. Schwer krank mußte er diese Versammlung verlassen. Es war ihm leider nicht mehr vergönnt, zu hören, daß die nationalliberale Sache in den letzten Jahren in Potsdam solche Fortschritte gemacht hatte, daß der bisherige freikonservative Landtagsabgeordnete nur mit ganz geringer Majorität gegenüber seinem nationalliberalen Mitbewerber als Sieger aus dem Wahlkampf hervorging.

Schon seit etwa drei Jahren fühlte sich Max Niemeyer nicht so wohl wie früher. Er litt öfter unter Brustbeklemmungen und Schwächeanfällen. Sein Hausarzt hielt dies für Zeichen nervöser Störungen; aber seine Freunde waren sich darin einig, daß sie sein Leiden als Arterienverkalkung ansahen. Und sie behielten leider recht. Ein schwerer Anfall von Brustbeklemmung und Atemnot, der am späten Abend des 16. April einsetzte, zwang ihn aufs Krankenlager, das er nicht mehr verlassen sollte. Am

Morgen des 19. Mai wurde er von seinem schweren Leiden erlöst und am 22. Mai unter zahlreicher Beteiligung auf dem Bornstedter Kirchhof, auf dem auch seine Mutter ihre Ruhestätte gefunden hatte, begraben."

Vorstehenden Ausführungen von Professor Dr. Fuhrmann in Potsdam, dem langjährigen Freunde und Kollegen von Max Niemeyer, sei ein Wort aus Knabenmund beigelegt.

Am Morgen, an dem das Hinscheiden von Max Niemeyer dem Gymnasium bekannt wurde, schloß Herr Gymnasialdirektor Dr. H. Radow nach einer kurzen Ansprache in der Aula den Unterricht. Die Jugend eilt auf die Straße. Ein Quartaner wird von einer Dame, einer Bekannten des Hauses Niemeyer, die die Trauerbotschaft noch nicht vernommen, angehalten. „Nun, seid Ihr froh, mal frei zu haben?“

„Was, wir sollen froh sein? Einen solchen Lehrer werden wir überhaupt nie wieder haben.“

Max Niemeyer als Lehrer,

nach der Erinnerung geschildert von einem seiner Schüler.

Obwohl Niemeyer während meiner Schülerzeit auf dem Potsdamer Gymnasium, die durch die Jahre 1890—99 begrenzt wird, fast ausschließlich in den Oberklassen unterrichtete, geht meine Erinnerung an ihn doch schon auf die ersten Gymnasialjahre zurück. Seine charakteristische Erscheinung mußte schon dem Knaben einen starken Eindruck hinterlassen. Mit einer Art neugieriger Scheu blickten wir als Schüler der unteren und mittleren Klassen zu ihm empor. Sein schneller, ganz eigenartiger Gang, seine hohe Gestalt, der wallende, schon stark ergraute Bart, sein

stets nachdenklicher und, wie es uns schien, stets ernster Gesichts ausdruck, die scheinbare Zerstreutheit seines Wesens, die ihn den Gruß der Schüler erst spät bemerken oder vielleicht gar übersehen ließ, das alles ließ uns ahnen, daß in dem Manne etwas Besonderes stecken müsse. Diesen Reiz zu erhöhen, trugen manche über ihn verbreitete Erzählungen bei, die, meist origineller Art, auch zu dem Ohre der jüngeren Schüler ihren Weg fanden. Gelegentlich aber standen wir dann selbst schon unter dem Zauber seiner Persönlichkeit. So durchaus individuell waren seine Schülerandachten und Ansprachen bei festlichen Gelegenheiten, so voll frischen Lebens und hoher Begeisterung, daß wir wohl manche Eigentümlichkeiten aufgriffen, aber doch völlig in seinen Bann geschlagen wurden.

So kam denn die Zeit, wo auch wir, nach Obersekunda versetzt, bei ihm Unterricht haben sollten. Ich kann nicht leugnen, daß ich zunächst froh war, als ich nach Ostern hörte, daß Niemeyer erst noch vertreten werden müsse, weil er aus Gesundheitsrücksichten auf ein Vierteljahr beurlaubt sei. War es doch allgemein bekannt, daß er von seinen Schülern tüchtig etwas verlangte, und der älteren Schülern innewohnender Hang, sich jüngeren Kameraden durch übertriebene Darstellung des von ihnen Verlangten und Geleisteten interessant zu machen, betätigte sich auch uns gegenüber mit dem Erfolge, daß wir ein gelindes Gruseln empfanden. Immerhin hatte dies das Gute, daß ein Teil von uns die Zeit, wo wir noch nicht unmittelbar der Gefahr ausgesetzt waren, tüchtig ausnützte, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Große Ereignisse werfen eben ihre Schatten voraus.

Obwohl noch nicht völlig genesen, trat Niemeyer dann seinen Dienst wieder an und übernahm nun in der Obersekunda selbst den lateinischen und griechischen Unterricht. Später hatten wir in Unterprima nur Latein, in Oberprima sogar nur noch

Horaz bei ihm. Ich glaube, ich war nicht der Einzige, der es bedauerte, daß wir späterhin so wenige Stunden bei ihm hatten, soviel wir auch von den Lehrern hielten, die an seine Stelle traten. Denn in seltenem Maße vereinigte sein Unterricht drei wesentliche Vorzüge: er war ungemein interessant, vermittelte uns ein hohes Maß von Kenntnissen und erzog uns zu selbständiger, wissenschaftlicher Arbeit.

Niemeyers eigene geistige Beweglichkeit, die sich in seinem ganzen Wesen ausprägte, ließ auch bei den Schülern nie das Gefühl der Langweile aufkommen. Was für ein frisches Leben pulsierte in dem Manne! Das war der Eindruck, den wir gleich in der ersten Stunde gewannen. Mit lebhaften Handbewegungen begleitete er die Worte, die ihm frisch, originell und stets natürlich von den Lippen kamen. Der ganze Mensch schien von der Sache, die er behandelte, in Anspruch genommen. In lebhafter Erregung konnte er aufspringen, um irgend einen Vorgang, den er uns veranschaulichen wollte, drastisch vorzuführen oder, oft in humorvoller Weise, seiner Enttäuschung über irgend eine grandiose Dummheit Ausdruck zu verleihen und den gedankenlosen Träumer aufzurütteln. Oder wer sähe ihn nicht noch vor sich, wie er mit der feinen, beweglichen Hand über die hohe Stirn fuhr oder den langen Bart hin- und widerstrich, sei es nun zum Zeichen behaglicher Zufriedenheit oder auch, ein drohendes Unwetter verkündend, zum Ausdruck innerer Erregung, deren Höhe wir nach dem dabei innegehaltenen Tempo ermessen konnten! Dann wieder, wenn es galt, einem schwierigen Gedankengange nachzugehen, sahen wir ihn in geschlossener Haltung, vornübergeneigt, als wolle er die Fühlung mit dem Stoff und mit den Schülern nicht verlieren, die rechte Hand an die Wange gelegt. Wem könnte diese für ihn so charakteristische, von uns Jungen oft kopierte Haltung je aus dem Gedächtnis entwinden? Und dann die

lebhaften, fast schwarzen Augen! „Sie zogen an und sahen scharf“, so schreibt mir einer meiner früheren Mitschüler. „Sie schienen mir der Ausdruck des in ihm ruhelos brennenden Feuers“, so charakterisiert sie ein anderer. Aber sie fanden auch ihren Ruhepunkt, wenn sie, die sonst so lebhaft beweglichen, wie in stiller Verklärung sich in ein dem Geiste besonders klar vorstrebendes Bild aus dem Märchenlande der Antike versenkten.

Oft aber leuchtete aus ihnen auch der Schalk. Gab es doch fast keine Stunde, in der wir nicht einmal wenigstens, Lehrer und Schüler, herzlich gelacht hätten. In diesem Punkte war Niemeyer jung geblieben und vergaß es nie, welch ein wirksamer Hebel zur Belebung des Interesses bei der Jugend der Humor ist. Und er besaß einen feinen Humor: Mitten in einer durchaus ernsten Situation sahen wir es dann wohl plötzlich in seinem Auge aufblitzen, und, durch den unerwarteten Gegensatz besonders eindrucksvoll, folgte irgend ein Scherz oder ein witziger Vergleich, der natürlich bei uns Jungen haftete und, ohne daß wir uns dessen wohl recht bewußt wurden, zugleich eine Stütze des Gedächtnisses wurde für das, was er uns hatte einprägen wollen. So ließ er z. B., wenn er die Reihe antiker Freundespaare aufzählte, ganz unvermittelt am Schluß die Namen zweier Mitschüler folgen, die ihm und uns als unzertrennliche Genossen auf dem Schulweg oder auf dem Schulhof aufgefallen waren. Selbst vor etwas derberer Komik scheute er nicht zurück, wenn er sich davon für die Erweckung anschaulicher Vorstellungen Gewinn versprach. „Das vollkommene Lied“, so etwa pflegte er zu sagen, „muß gesungen, gespielt und getanzt werden“. Und um uns das zu veranschaulichen, versäumte er nie, die Horazische Ode: *Miserarum est nec amor*“ ... im Walzertempo mit etwas ungleichen Schritten vorzutanzten, was natürlich große Heiterkeit erregte.

Bei der selbstverständlichen Disziplin, die er besaß, konnte er das auch ohne Schaden tun und hatte selbst seine Freude daran wenn es uns belustigte. Wenn dann aber doch einmal die Wogen der Heiterkeit das zulässige Maß überstiegen, dann verwies er uns in ruhiger Weise. Denn er scherzte zwar gern, aber der Witz auf jeden Fall war nicht seine Sache. Sehr ernst erklärte er dann, daß er nicht die Absicht gehabt habe, uns zu amüsieren, sondern daß auch seine Scherze nur dazu dienen sollten, uns den Gegenstand nahezubringen. Und das verhielt sich wohl in der That so, wenn er auch, Gott Lob, selbst soviel Freude am Lachen hatte, daß er es öfter, als es unbedingt nötig war, in den Dienst der Sache stellte. Die dabei naheliegende Gefahr, sich der Lächerlichkeit preiszugeben, bestand für ihn nicht. Dazu war sein Streben viel zu ernst, dazu stand uns seine Persönlichkeit viel zu hoch. Ausgesprochene Eigentümlichkeiten, die er vielleicht mehr als mancher andere Lehrer hatte, und die bei seiner Art, sich ganz natürlich zu geben, wohl auch besonders deutlich zutage traten, gaben uns wohl viel Gesprächsstoff und forderten auch mimische Talente heraus, sie mit mehr oder weniger Geschick nachzuahmen; solche Versuche gaben aber uns doch mehr zu harmloser Heiterkeit Veranlassung, als daß wir eine böswillige Verspottung darin gesehen hätten. Sie hätte auch ihr Ziel verfehlt, weil er selbst aus sich nichts machte und es doch oft gerade die Eitelkeit und die Eingenommenheit von der eigenen Person ist, die die Schüler am Lehrer nicht vertragen können und die sie mit innerbittlichem Spott verfolgen. Er besaß die so äußerst wertvolle Gabe der Selbstironie und brach damit vielem, was für andere die Quelle gehässigen Spottes geworden wäre, die Spitze ab. Als wir ihm zu seiner Ernennung zum Professor gratulierten, freute er sich zwar über unsere Anteilnahme, bezeichnend aber war seine Erwiderung; „Ja, ja danke — propter barbam!“

Ein anderes feines und wirksames Beispiel der Selbstironie gab er uns bei der Erklärung einer Odysseestelle: Odysseus als Leuchtenwärter, grollend auf die Freier und von ihnen wegen seiner Glaze verspottet. Während er uns die Situation ausmalte und zu den Worten kam: „Er hat ja keine Haare auf dem Haupte, auch keine Spur!“ strich er sich selbst über die „Stirn, die in den Nacken wuchs“ und begleitete diese Handbewegung mit seinem üblichen, halb nachdenklichen, halb neckischen: „Tja“.

Gewann ihm seine frische und humorvolle Art das Herz der Jugend, so fesselte die Geschicklichkeit, mit der er uns den Stoff zu veranschaulichen wußte, unser Interesse für die Sache. Sehen sollten wir die Menschen und die Dinge. Nicht eine tote Welt sollte uns die Antike sein, sondern wir sollten es empfinden, daß die Menschen des Altertums Fleisch von unserm Fleisch gewesen. Nicht genügtun konnte er sich in der Heranziehung von Bildern und Vergleichen aus dem heutigen Leben, um uns die Vergangenheit vertraut zu machen, bis wir die Dinge vor uns zu sehen glaubten. „Ich weiß nicht, bin ich deutlich geworden?“ noch jetzt klingen mir diese so häufig von ihm gebrauchten Worte in ihrer eigentümlich dialektischen Färbung im Ohre. — Amtsbezeichnungen und Namen antiker Institutionen pflegte er mit Bedacht oft durch ganz moderne, mit Vorliebe sogar gerade aktuelle Ausdrücke zu ersetzen. Mutete uns das zunächst auch manchmal sonderbar an, so lenkte es doch unser Nachdenken auf diese Vergleiche und zwang uns, lebendige Vorstellungen mit den antiken Begriffen zu verbinden, die dadurch das Formelhafte und Fremdartige für uns verloren. Keiner verstand es so wie er, in uns ein Gefühl für die großartige Plastik der antiken Ausdrucksweise zu erwecken. Darum nahm die Pflege der Etymologie, soweit sie nicht vom Wege abführte, in seinem Unterricht einen bevorzugten Platz ein. Die kraftvolle Sinnlichkeit in der antiken

Wort- und Phrasenbildung sollten wir nachempfinden. Darum suchte er den Ausdruck auch im Deutschen möglichst getreu nachzubilden und scheute dabei zunächst auch nicht vor mancher Ungeheuerlichkeit zurück. Das fesselte durch das Ungewohnte die Aufmerksamkeit, haftete im Gedächtnis und ließ uns auch dann, wenn wir den ungewöhnlichen Ausdruck durch einen gebräuchlichen ersetzten, bei dem Klange des fremden Wortes die Vorstellung beibehalten, die die Alten damit verbanden. Wieviel wir dabei für unser sprachliches Empfinden überhaupt lernten, braucht nicht gesagt zu werden. Besonders gern lenkte er unsere Aufmerksamkeit auf solche Fälle, wo es der Schriftsteller verstanden hatte, einem Worte, das in seiner etymologischen Bedeutung für seine Zeit schon abgeschliffen war, durch geschickte Fügung der Gedanken etwas von der alten, sinnlichen Kraft zurückzugeben. Sprechende Namen ließ er nie unübersetzt, und wie reichlich fand sich dazu im Homer- und Horazunterricht Gelegenheit. Dabei fand dann natürlich auch der Humor wieder ein Plätzchen. Kallypso mußte es sich gefallen lassen, als „Fräulein Berger“ aufzutreten, und Odysseus beim Anblick seines Gefährten Eupenor in der Unterwelt in die Worte ausbrechen: „Donnerwetter, Hoffmann, wie kommst Du hierher?“

Durch seine sprühende Phantasie wußte er den Dingen frisches Leben einzuhauchen. Oft hatte ich den Eindruck, als leide er selbst mit den dichterischen oder historischen Gestalten, in deren Schicksale er uns einführte, und teile auch ihre Freude mit ihnen. „Und morgen ist der große Freiermord!“ mit diesen Worten betrat er einmal die Klasse, selber schon ganz im Banne der wunderbaren homerischen Erzählungen. Und wem von seinen Schülern ständen nicht Dutzende von plastischen Bildern aus der Odyssee, die wir das Glück hatten mit ihm zu lesen, noch heut klar vor Augen! Hoffentlich werden sich auch noch recht viele

bewußt sein, wieviel sie darin Niemeyer verdanken. Fast möchte ich sagen, der Dichter selbst müsse ihm noch dankbar sein, daß er sein Werk in soviel Hunderten deutscher Jünglinge zu so frischem Leben erweckte. Das konnte er aber auch nur, weil in ihm selbst ein Stück Dichter steckte. „Ich glaube“, so schreibt mir einer meiner Schulfreunde, „Niemeyer zu verstehen, muß man eine starke dichterische Gabe bei ihm voraussetzen.“ Ich erinnere mich, von ihm poetische Übertragungen mustergültiger Art von Horazoden gehört zu haben, und glaube bestimmt, sie waren eigenes dichterisches Erzeugnis. Jedenfalls verstand er es, dichterische Stimmungen aufs feinste nachzuempfinden und auch uns mit einem Schlage in eine für die Aufnahme der Dichtung empfängliche Stimmung zu versetzen.

„Der Schnee ist gängen,
Der Lenz ist da,
Die Blümlein prangen.
Hallelujah!“

So leitete er die Lektüre der Frühlingsode: „Diffugere nives“ ein. Zum mindesten war er ein feinsinniger Ästhet. Überall trat die ästhetische Auffassung in den Vordergrund. Selbst die sonst trockensten Gebiete der Grammatik wußte er fast künstlerisch zu erfassen und den Stoff ästhetisch zu durchdringen, ohne daß die exakte Logik darunter gelitten hätte. Damit hängt auch sein feines psychologisches Empfinden zusammen. Wie hat er uns, um nur ein Beispiel herauszugreifen, die für deutsche Jungen oft so schwer verständliche Eigenart eines Cicero menschlich nahezubringen gewußt. Ohne in übertriebenes Lob oder ungerechten Tadel zu verfallen, hat er ihn uns eben aus seinen Lebensschicksalen und aus der Anschauungsweise der damaligen Zeit verständlich gemacht. Unterstützt wurde er dabei freilich durch sein umfassendes geschichtliches Wissen. Noch heut bedaure

ich es, daß ich niemals bei einem so feinen Kenner der Menschen-
natur Geschichtsunterricht gehabt habe.

Man würde nun aber entschieden fehlgehen, wollte man aus dem Gesagten den Schluß ziehen, daß es bei Niemeyers Unterricht nur auf Anregungen, wenn auch noch so interessanter Art, hinausgekommen sei. Ein wie wirksames Hilfsmittel beim Unterricht das durch einen geistreichen und humorvollen Lehrer geweckte Interesse auch ist, allein kann es den gewünschten Erfolg, der letzten Endes doch wohl in der Aneignung tüchtiger Kenntnisse und der Entwicklung der geistigen Fähigkeiten bestehen soll, nicht verbürgen. Dazu bedarf es sittlichen Ernstes und unermüdlicher, zielbewußter Arbeit, Eigenschaften, zu denen der Lehrer durch sein eigenes Beispiel die Schüler erziehen muß. Und solch einen Lehrer hatten wir in Niemeyer. Es war ihm höchster Ernst um die Sache. Von dem Werte der klassischen Bildung, die er uns vermitteln wollte, war er bis in sein innerstes Wesen überzeugt. Vielleicht mag er sogar andern Bildungsmöglichkeiten nicht ganz gerecht geworden sein; aber er konnte sich wohl überhaupt das Leben ohne die Beschäftigung mit dem klassischen Altertum nicht recht vorstellen. Sein Verstand sagte ihm — ich schließe das aus gelegentlichen späteren Äußerungen, — daß alles und so auch die Antike nur einen relativen Wert haben könne, aber sein Herz sträubte sich dagegen, das anzuerkennen. Darin lag zweifellos eine gewisse Schwäche, die ihn wohl auch manchmal gegen Realitäten blind machte. Wenn er z. B. davon sprach, wie uns als kleinen Knaben die Mutter die schönen Geschichten von Odysseus, Herakles u. a. erzählt habe, so entsprach das wohl kaum bei einem von uns der Wirklichkeit. Aber für seine Auffassung war es bezeichnend. Und hier lag andererseits auch seine Größe: was er war, war er eben ganz und mit der vollen Begeisterung seines impulsiven Wesens. Und daß wir es bei

ihm mit einem gründlichen Kenner des Altertums zu tun hatten, das hatten selbst wir Jungen bald herausgefunden, und diejenigen von seinen Schülern, die wie ich sein Studium zu dem ihren gemacht haben, werden je länger, je mehr erkannt haben, daß sein Unterricht vor allem auch darum so erfolgreich war, weil er eben aus dem Vollen schöpfte. Und wir wußten, daß dieser Born nie versiegen konnte, weil Niemeyer rastlos weiterarbeitete. Es ist hier nicht der Ort, ihn als Gelehrten zu würdigen, aber es ist doch auch für seinen Wert als Lehrer einer Anstalt, die zu wissenschaftlichen Studien vorbereiten will, nicht unwesentlich, zu erwähnen, daß sein Name in der wissenschaftlichen Welt einen guten Klang hat. Friedrich Leo in Göttingen, einer unserer größten Philologen und selbst Spezialist für Plautusforschung, also wohl ein berufener Beurteiler, hat sich, wie mir ein Schüler Niemeyers und Leos mitgeteilt hat, immer lobend über Niemeyers Plautusforschungen ausgesprochen. Hin und wieder, wenn sich Gelegenheit dazu bot, hat Niemeyer auch uns an seiner Freude an diesem Dichter teilnehmen lassen. Dann leuchteten seine Augen noch heller und lebendiger. Wenn übrigens auch die Antike im Mittelpunkt seines Interesses stand und in seiner Wertschätzung die erste Stelle einnahm, wandte er doch auch anderen Gebieten seine Aufmerksamkeit zu und wußte sie für seinen Unterricht fruchtbar zu machen. Von seiner umfassenden Geschichtskennntnis ist schon die Rede gewesen. Er war aber auch ein feiner Kenner der deutschen Literatur, nicht nur der klassischen, sondern er las und verarbeitete auch, wie wir an gelegentlichen Zitaten merkten, die moderne Dichtung. Und für sein vielseitiges Interesse ist es ein bereedtes Zeugnis, daß er durch unausgesetzte Lektüre neu sprachlicher Werke seine Kenntnisse auch auf diesem Gebiete nicht rosten ließ. Daß er regen Anteil am politischen Leben nahm, kam seinem Unterricht nicht minder zugute. Seiner eigenen

aktiven politischen Betätigung hat er freilich bei seinem feinen pädagogischen Takt im Unterricht niemals Erwähnung getan und uns auch nie einseitig parteipolitisch zu beeinflussen gesucht.

Wie er an sich selbst hohe Anforderungen stellte, so hielt er auch uns mit Energie zu ernster Arbeit an. Ohne in übertriebene Strenge zu verfallen, zensierte er doch nicht milde. Ein „gut“ oder gar ein „sehr gut“ zu erringen, war nicht leicht; aber es wog dann auch um so schwerer. Seinen Korrekturen merkte man die innere Anteilnahme an. Das Mißfallen, das gewisse Fehler bei ihm hervorriefen, erkannte man an der Länge und Dicke der roten Striche am Rande, die er je nach der Art der Fehler fein zu differenzieren wußte. In der Schreibweise der abschließenden Prädikate deutete er Unterschiede des Urteils an. Tief bei dem Worte „genügend“ der Bogen des d nach oben aus, so hatte man Grund, mit der Arbeit zufrieden zu sein. Wenn er sich aber dies Prädikat nur mühsam abgerungen hatte, wurde der niederziehende Eindruck der Arbeit dadurch gekennzeichnet, daß der Bogen des d nach unten in einen langen Strich endete, der sich unter Umständen, wenn die Empörung über manche Fehler gar zu groß war, womöglich über eine halbe Seite hinzog. Andererseits gab er aber auch seiner Befriedigung über gute Leistungen uneingeschränkten Ausdruck. Er machte auch Gebrauch von dem „sehr gut“ und war darin nicht engherzig. Wer gar ein „laudote“ unter seiner Arbeit fand, der konnte stolz sein. — Mit Strenge hielt er auch auf die gewissenhafte Erledigung der häuslichen Aufgaben, deren Umfang oft nicht gering bemessen war, aber auch nach meinem Eindruck unsere Kräfte nicht überstieg. Gewissenhafte Bemühung wußte er stets anzuerkennen, auch wenn die Arbeit nicht zu einem befriedigenden Resultate geführt hatte. Dagegen konnte er bei Unfleiß und besonders bei dem Versuche, durch allerhand Machenschaften über leichtfertige Arbeit hinweg-

zutauschen, recht unangenehm werden. Er hatte dafür einen scharfen Blick; so leicht ließ er sich auf die Dauer nichts vormachen. Da er außer den Charakteren auch die Ingenia wohl zu unterscheiden wußte, ließ er sich bei der Beurteilung der Reife eines Schülers nicht schematisch von dem Ausfall der Einzelleistungen leiten, sondern beurteilte die Schüler im ganzen, wobei er sich dann freilich wohl manchmal den Vorwurf der Ungerechtigkeit zugezogen haben mag. In die Prima vor allen Dingen wollte er keinen hineinlassen, der ihm nicht die genügende Gewähr zu bieten schien, daß er für die dort gebotenen Bildungselemente genügendes Interesse, gründliche Vorbildung und ausreichende Begabung mitbringe. Da er uns über diese seine Grundsätze nicht im unklaren ließ, wußten wir, woran wir waren und daß es eben galt, alle Kräfte anzuspannen. Daß auch dieser heilsame Druck nicht ohne Einfluß auf das Maß unserer Kenntnisse bleiben konnte, leuchtet ein.

Aber wir brauchten darum nicht in banger Furcht zu sein. Bei gutem Willen und leidlicher Begabung führte er uns auch zu dem erwünschten Ziele, wobei ihn das Wohlwollen, das er seinen Schülern entgegenbrachte, auch über Schwächen hinwegsehen ließ. Wer seinem Unterricht mit Aufmerksamkeit folgte, bei dem mußte schon wegen seiner interessanten Art ein großer Teil des in der Stunde Durchgearbeiteten von selbst haften. Freilich mußte gewissenhafte häusliche Einprägung ergänzend hinzukommen; aber er erleichterte uns doch durch die Art seines Unterrichts die Sache erheblich. Von wesentlicherer Bedeutung aber war der Teil der häuslichen Arbeit, der selbständige geistige Leistungen von uns verlangte. Hierbei erstrebte Niemeyer das Ziel, uns vor allem zu selbständigem Denken und zu wissenschaftlicher Arbeitsweise zu erziehen. Daß er dieses Ziel bei dem Gros seiner Schüler erreichte, ist eines seiner größten Verdienste, und einer der glänzendsten Beweise seiner wissenschaftlichen und

pädagogischen Befähigung. Mögen auch viele Einzelkenntnisse, die wir uns verarbeiteten, im Laufe der Jahre, besonders bei denjenigen seiner Schüler, die ihr späterer Lebensberuf ganz andere Bahnen führte, wieder dem Gedächtnis entschwunden sein, dafür sind ihm meines Erachtens alle zu dauerndem Dank verpflichtet, daß er bei ihnen den Grund zu wissenschaftlichem Arbeiten gelegt. — Hatte er uns ein Stück aus einem Schriftsteller zu häuslicher Vorbereitung aufgegeben, so verlangte er keineswegs, daß wir alles „herausbekämen“. Es erregte im Gegenteil bei ihm sofort berechtigtes Mißtrauen, wenn eine besonders schwierige Stelle glatt und einwandfrei von einem Schüler wiedergegeben wurde, bei dem er die Befähigung dazu nicht voraussetzen konnte. Er wußte, was ein Sekundaner oder Primaner zu leisten imstande ist und daß er gewisser Schwierigkeiten nicht allein Herr werden kann. Solche Leistungen, die den Stempel der Unselbständigkeit an der Stirn trugen, kamen für ihn nicht in Betracht. Viel wertvoller war es ihm, wenn ein Schüler erklärte, dies oder jenes nicht verstanden zu haben. Dann führte er ihn durch geschickte Anleitung zum eigenen Verständnis der Stelle, und solche Leistungen, die auf selbständige, ehrliche Arbeit schließen ließen, bewertete er unter Umständen besonders hoch. Damit nun aber mit seiner Nachsicht kein Mißbrauch getrieben würde, verlangte er folgendes von uns: die Stelle, die uns Schwierigkeiten gemacht hatte, mußte durch ein Fragezeichen am Rande kenntlich gemacht sein, und wir mußten genau angeben können, woran wir im einzelnen gescheitert waren, sei es nun an der Bedeutung einer Vokabel, an der Satzkonstruktion, am Gedankenzusammenhang oder dergl. Dies Fragezeichen mußten wir unter Umständen vorzeigen; fand es sich nicht, so gerieten wir eben in den Verdacht, uns die Sache erst im Augenblick zurechtgelegt zu haben, und die Vorbereitung galt als ungenügend. Mit unerbittlicher Strenge

hielt er auf die Durchführung dieses Verfahrens. Nichts war ihm mehr zuwider, als wenn ein Schüler auf seine Frage erklärte, die Stelle verstanden zu haben, und er ihm dann nachweisen konnte, daß er sich einer bedauerlichen Selbsttäuschung hingegeben. Natürlich mußte auch diese Art zu arbeiten erst gelernt werden. Die Einsicht in die Grenzen der eigenen Erkenntnis und die richtige Abschätzung der eigenen Fähigkeiten ist nicht jedem von vornherein gegeben, und gerade phantasievolle Schüler neigen dazu, die Lücken logischen Verständnisses durch Kombinationen auszufüllen. Aber das sollten wir uns unter allen Umständen abgewöhnen. So phantasievoll er selbst veranlagt war, so verhaßt war ihm doch jede Unklarheit und Verschwommenheit des Denkens. Die eigene lebhaft Phantasie in straffe Zucht zu spannen, hatte er eben in strenger wissenschaftlicher Arbeit gelernt, und wollte nun auch uns dazu erziehen. Darum leitete er uns in geschicktester Weise im Unterricht an, uns selbst diese wissenschaftliche Methode zu erarbeiten. Er ließ uns selbst suchen und finden, ließ uns zunächst auch einmal ruhig einen falschen Weg einschlagen und machte zum Schein den Irrtum mit, bis wir uns an den Konsequenzen von der Unmöglichkeit unserer Auffassung überzeugten. Dabei schenkte er sich auch selbst nichts. Er machte kein Hehl daraus, wenn er selbst irgend etwas nicht reiflos erklären konnte. Dann grübelte er, ob ihm nicht vielleicht der Augenblick noch die richtige Lösung bringen könne, oder er rief auch uns zur Mitarbeit auf, forderte unser Urteil über diese oder jene Auslegung, in der Hoffnung, daß vielleicht einer von uns durch einen schwerwiegenden Grund der einen oder der anderen Auffassung zum Siege verhelfen werde. Und seine Freude war groß und selbstlos, wenn es einem findigen Kopf einmal gelang, eine richtige Erklärung zu geben, auf die er selbst noch nicht gekommen war. Bestanden aber auch nur noch die geringsten

Zweifel oder Unklarheiten, so blieb in seinem und in unserem Exemplar das Fragezeichen oder, wo Textverderbnis oder ganz ungewöhnlicher Sprachgebrauch anzunehmen war, das Kreuz am Rande. Scharfe Selbstprüfung, innere Wahrhaftigkeit, klare Einsicht in die Grenzen unseres Wissens, das war es, was er von sich selbst und von uns verlangte. „Nur wenn man weiß“, so etwa pflegte er zu sagen, „wo man den Hebel anzusetzen hat, besteht auch die Möglichkeit, weiterzukommen“. Diese „Kunst des Nichtwissens“ befähigte ihn auch in besonderem Maße, uns die Gestalt eines Sokrates nahezubringen. Seine Wesensverwandtschaft zu dem großen Weisen des Altertums wird nicht nur mir, sondern vielen seiner Schüler aufgegangen sein. In diesem Zusammenhange wird man auch gelegentlich von ihm getane Äußerungen verstehen, die man sonst leicht für Übertreibungen ansehen könnte, derart wie etwa folgender Ausspruch, der noch in meiner Erinnerung haftet: „Wer gelernt hat, sich durch eine livianische Periode hindurchzufinden, wird auch die Schwierigkeiten des späteren Lebens überwinden.“ Denn daß das „non scholae, sed vitae“ von der Art zu arbeiten, die wir bei Niemeyer lernten, in hohem Maße gilt, unterliegt keinem Zweifel. — Daß er außerdem auch glänzende äußere Erfolge durch seinen Unterricht erzielte, kann nach dem Gesagten nicht wundernehmen. In welchem Rufe seine Leistungen standen, beweist der Ausspruch, den ein Berliner Gymnasialdirektor einem von Niemeyers Schülern gegenüber getan hat, der sich um eine Anstellung als Lehrer bewarb. Als der Direktor hörte, daß er einen ehemaligen Schüler Niemeyers vor sich habe, erklärte er: „Das ist die beste Empfehlung; Niemeyers Schüler sind die besten Lateiner.“

Sicherlich kann das, was wir seinem Unterricht an geistiger Anregung, wissenschaftlicher Arbeitsweise und positiven Kenntnissen verdankten, nicht hoch genug eingeschätzt werden. Und doch sind

wohl die sittlichen Wirkungen, die von seiner Persönlichkeit ausgingen, noch höher zu veranschlagen. Treue Pflichterfüllung, Ehrlichkeit der Arbeit, unbedingte Wahrhaftigkeit, das waren die Fundamente, auf denen sich sein eigenes sittliches Leben aufbaute, die er auch uns als zuverlässige Stützen fürs Leben mitgeben wollte. Und wie hätte seine Begeisterung für alles Gute, Wahre und Schöne an den empfänglichen Herzen der Jugend spurlos vorübergehen sollen! Alles Gemeine war ihm bis ins Innerste verhaßt. „Dem Reinen ist alles rein“, dies Wort, das wir wohl oft aus seinem Munde hörten, galt auch von ihm. Er brauchte auch vor Verührung heikler Fragen im Unterricht nicht zurückzuschrecken. Brüderie kannte er nicht, und er umging solche Dinge nicht; aber in schlichter Natürlichkeit und reinen Herzens besprach er sie. Und „selig sind, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen“. Hier liegen ohne Zweifel die stärksten Wurzeln seiner Kraft. Er trug es nicht zur Schau, aber dem tiefer Blickenden konnte es nicht verborgen bleiben, daß er im Grunde eine religiöse Persönlichkeit war. Eigenartig war diese Religiosität wohl und von dogmatischem Kirchenglauben vielleicht in vielem entfernt, aber sie war erkämpft und ein integrierender Bestandteil seines Wesens geworden, von dem sie die herzerquickende Wärme angenommen hatte. So gingen denn auch von ihm Ströme lebendigen Wassers aus, unaufbringlich, aber gerade darum um so nachhaltiger. Wo er auf Äußerungen wahrer Religiosität zu treffen glaubte, sei es nun in den Schriften der Alten, sei es in den Anschauungen der evangelischen oder katholischen Kirche, da fanden sie einen lebhaften Widerhall in ihm. Er entkleidete sie, wo es nötig war, der für uns fremdartigen Form und legte den tieferen religiösen Kern bloß, so an seinem Teile mitarbeitend an der Versöhnung der Gegensätze, an der Erziehung zu edler Duldsamkeit. — Ein Zug sei hier noch

erwähnt: die Innerlichkeit seines Gebets. Es war bei uns üblich, daß am Schluß des Unterrichts ein für die Woche passender Spruch als Gebet verlesen wurde. Er wich von diesem Brauche ab. Nach kurzer Sammlung kam es mit warmer Empfindung von seinen Lippen: „Gott mit uns! Amen!“ Das Lächeln, das natürlich die ungewöhnliche Art bei einem Teil der Schüler hervorrief, kümmerte ihn nicht, und es schwand auch bald, und wer sich auch nur einen Rest religiösen Empfindens bewahrt hatte, wird schließlich auch zu der Einsicht gekommen sein, daß es wohl kein schöneres Gebet gibt, als die Bitte um Gemeinschaft mit Gott.

Endlich noch ein Wort über sein persönliches Verhältnis zu den Schülern. Mit dem Ausdruck lebhaften Bedauerns haben mir einige meiner ehemaligen Klassenkameraden erklärt, daß sie ihm persönlich nicht näher getreten seien, wie sie es so sehr gewünscht hätten. Und ich selbst kann diesen Eindruck bestätigen, wenn ich mich auf die Erinnerungen aus meiner Schülerzeit beschränke. Wie war das bei einem solchen Manne möglich? Eine ausreichende Antwort auf diese Frage zu geben, ist bei der fein differenzierten Art seines Charakters schwierig. Doch sei es versucht! Als wir ihn kennen lernten, bezifferte sich der Altersunterschied zwischen ihm und uns nach Jahrzehnten. Hunderte von Schülern waren durch seine Hände gegangen, und was in den ersten Jahren vielleicht als charakteristische Eigenart der Schüler erschienen, mochte bei aller Verschiedenheit der Menschen für ihn etwas Typisches angenommen haben. Körperliches und seelisches Leid hatten ihm die Jahre in reicher Fülle gebracht, und es bedurfte seiner ganzen männlichen Energie, um in allererster Linie die schweren sachlichen Aufgaben des Berufes zu erfüllen. Wollte er hier frisch bleiben, so mußte er neue Kraft und Anregung da schöpfen, wo er sie einzig und allein fand, in immer neuer wissenschaftlicher Arbeit. Das war Lebenselement

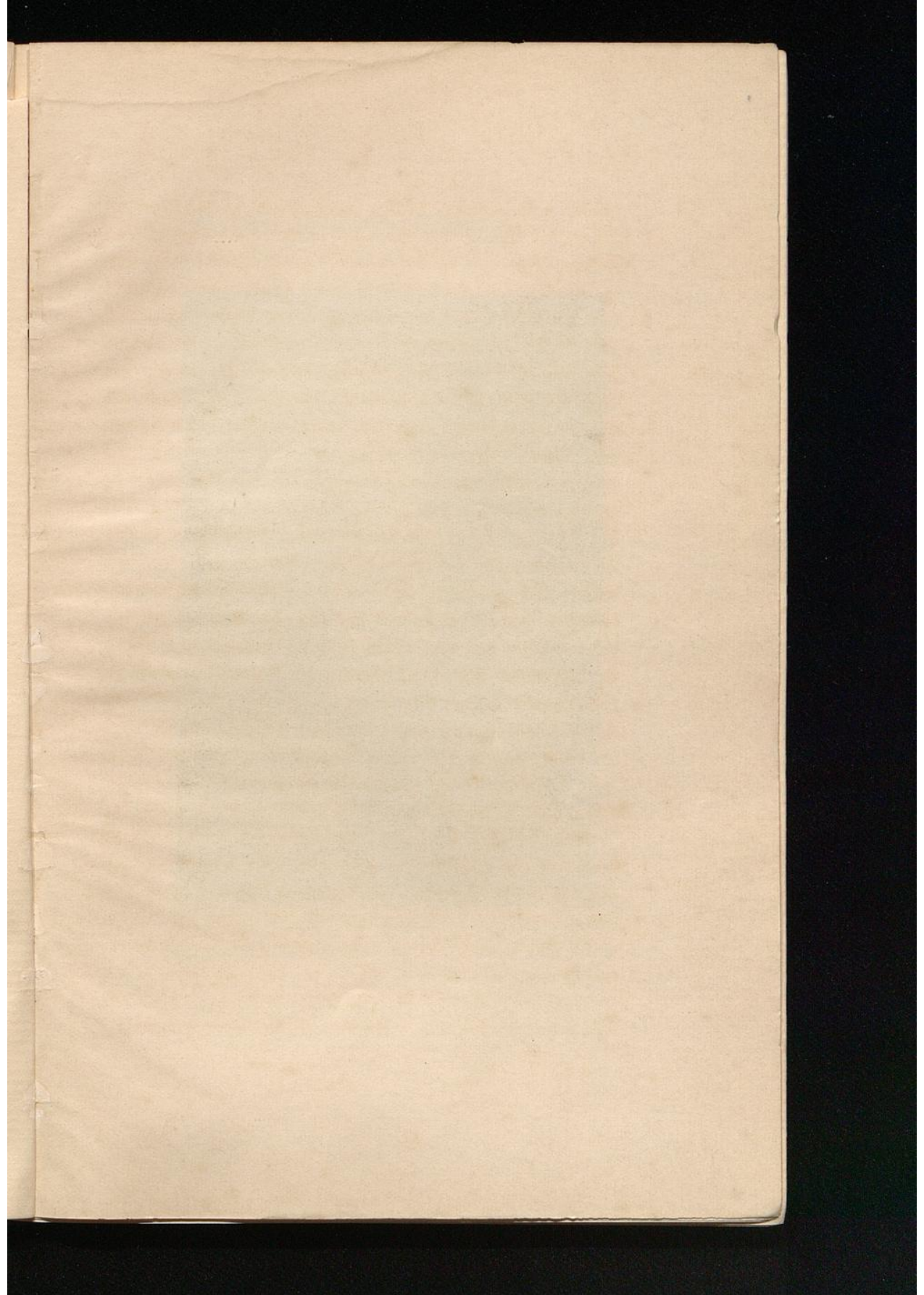
für ihn, nur in diesem Quell konnte sein lebhafter Geist sich gesund baden. Das aber entriickte ihn etwas dem Leben. In höheren und reineren Regionen schwebte sein Sinn und unbewußt fühlten wir Jungen, die wir noch so frisch ins Leben hineinschritten, die Distanz. Aber noch ein anderer Grund kommt hinzu. Es ist für den, dem es einigermaßen gegeben ist, nicht allzu schwer, sich durch persönliche Fühlungnahme die Sympathie der Schüler zu gewinnen. Aber rein natürliche Liebenswürdigkeit oder gar persönliche Eitelkeit des Lehrers können hierin leicht zu einem Übermaß führen, durch das die Sache und das Erziehungswerk nicht unerheblich gefährdet werden können. Möchte er das nun von vornherein instinktiv gefühlt haben, oder möchte ihm diese Erkenntnis durch Erfahrungen im Laufe der Jahre gekommen sein, jedenfalls hat er nicht nach der Sympathie der Schüler gehascht und vor allen Dingen die Sache stets über die Person gestellt. Zweifellos unterlag er selbst bei seiner sensiblen Natur stark der Wirkung von Sympathie und Antipathie. In scharfer Selbstprüfung aber hatte er das wohl durchschaut und kämpfte um der Gerechtigkeit willen mit aller Energie dagegen an, selbst auf die Gefahr hin, sich dem andern Extrem zu nähern. Es liegt etwas männlich Herbes und Selbstloses in dieser Art, die ihn auf manche reine und herzerhebende Freude um eines höheren Zweckes willen verzichten ließ. — Wer nun aber annehmen wollte, daß er überhaupt kein persönliches Interesse für seine Schüler gehabt habe, der täte ihm bitter unrecht, der müßte auch keine Spur von Verständnis für sein Wesen haben, für das der Mensch im Mittelpunkt des Interesses stand und dem nichts Menschliches fremd war. Viele seiner ehemaligen Schüler, die ihm im späteren Leben noch nahegetreten sind, werden, wie ich, den er auch später noch mit Herz und Wort und Tat gefördert hat, unumstößliche Beweise seiner persönlichen Anteilnahme erhalten

haben. Und manchem wird es gegangen sein wie mir: auf der Schule das Gefühl, sich mit allen andern gleichmäßig in seine Freundlichkeit teilen zu müssen, später die beglückende Erfahrung, doch ein bevorzugtes Plätzchen in seinem Herzen gehabt zu haben. Wer das Glück gehabt hat, ihn noch wenige Monate vor seinem Tode bei der Jubiläumsfeier des Potsdamer Gymnasiums zu sehen und zu sprechen, wird mir zustimmen müssen. Da sah man ihn durch die Reihen seiner ehemaligen Schüler schreiten, Gruß und Handschlag tauschend, jedem ein herzliches Wort spendend, voll tiefer innerer Freude und Bewegung. Und als er dann das Wort ergriff zu launiger und doch so warmherziger Rede, da verließen die ferner Sitzenden ihre Plätze, damit ihnen auch ja kein Wörtchen entgehe, und wie mit einem Zauberschlage standen wir wieder unter dem Eindruck seiner Persönlichkeit. In verklärtem Licht erstanden die heiteren Stunden der Schülertage wieder vor unseren Augen und mit ihnen das Bild des geliebten Lehrers, dessen Herz noch immer so warm für die Jugend schlug. Oft von Lachen und Beifall unterbrochen, lösten seine Worte am Schluß einen wahren Sturm der Begeisterung aus. Bei ihm aber muß diese spontane Kundgebung der Zuneigung und Dankbarkeit derer, denen er seine Lebensarbeit gewidmet hatte, ein Gefühl reinsten Befriedigung und höchsten Glückes hinterlassen haben. Noch einmal hatte ihn die scheidende Sonne mit ihrem Glanze übergossen.

Nun ist er heimgegangen und versammelt zu den Geistern, denen er sich wesensverwandt fühlte. In seinen Schülern aber wird sein Andenken nicht erlöschen. Das Gute, das er ausgefät hat, wird hundertfältige Frucht tragen und weiterwirken, und so wird ihm die Unsterblichkeit zuteil werden, wie er sie sich dachte und wie er sie sich immer gewünscht hat.

Max Dickmann,

Oberlehrer am Gymnasium zu Behlendorf.





Balerie Hennecke-Niemeyer.

Geboren 12. Juni 1865, gestorben 13. Februar 1912.

Zu ihrem Gedächtnis.

„Glaube mir . . , ich habe mein ganzes Leben lang gekämpft, ich könnte fast sagen: Die Religion hat mir vielleicht mehr Kampf und Sorge gebracht als irgend etwas sonst . . . Jetzt aber will ich mit Dir Hand in Hand den Pfad aufwärts zur Wahrheit und heiliger, göttlicher Liebe wandern.“ (Brief vom 27. März 1896.)

„Daß das Leben nicht alles hält, was es zu versprechen schien, du lieber Gott, das ist eine Tatsache, die wohl jeder mehr oder weniger erfährt, und wie man sich damit abfindet, das besiegelt unser Schicksal. — Je mehr innerlicher, tiefer ein Mensch veranlagt ist, um so mehr wird seine Seele bewegt werden von Kämpfen, Zweifeln, die der denkenden Menschheit allgemeines Teil und Los sind. Und hat man dadurch auch mehr zu leiden als mancher sorglos in den Tag lebende, mehr an der Oberfläche schwimmende Mensch, so hat man auch andererseits ein tieferes Glücksempfinden in vielem, wovon solche kaum ein Ahnen verspüren.

Und ich war bei aller Heiterkeit und allem Frohsinn, den ich von meinem geliebten Vater geerbt habe, und der mir auch jetzt noch immer wieder Mut und Frische verleiht, doch immer ein sehr nachdenkliches Wesen, von Jugend an.

Ich habe viel und ernstlich nachgedacht, und da das Leben so kurz ist, man nicht weiß, wie lange man zusammenbleiben darf, so ist es auch mir zum Bewußtsein gekommen, daß seine Nächsten durch Liebe beglücken das einzige von bleibendem Werte ist, und danach will ich mich richten — . . . Liebe wird alles überwinden.“

(Brief vom 6. März 1911.)

Sehr ergriff es mich (Hennecke), in einem ihrer Haushaltsbücher am 7. März 1911 (einen Tag nach dem Brief Gedenk-

ſchrift S. 1) folgendes von W. Raabe von ihrer Hand eingetragen zu finden. Es klingt wie eine Art Testament:

Auf alle Höhen
Da wollt' ich ſteigen,
Zu allen Tiefen
Mich niederneigen
Das Nah und Ferne
Wollt' ich erkünden
Geheimſte Wunder
Wollt' ich ergründen,
Gewaltig Sehnen,
Unendlich Schweißen,
Im ewigen Streben
Ein Niedergreifen —
Daß war mein Leben.

Nun iſt's geſchehen
Aus allen Räumen
Hab ich gewonnen
Ein holdes Träumen,
Nun ſind umſchloſſen
Im engſten Ringe,
Im ſtillſten Herzen
Weltweite Dinge —
Lichtblauer Schleier
Sanft nieder leiſe;
In Liebesweben
Goldzauberkreiſe
Iſt nun mein Leben.

W. Raabe.

Bericht meiner Mutter,

der Frau Sophie Fleiſcher, geb. Niemeyer, an ihren Vater, den
Profeſſor Dr. Anton Niemeyer in Greiſſwald, über einen
Beſuch bei Bettina von Arnim in Berlin. (Ausgeführt
während der Reiſe von Greiſſwald nach Cleve.

(Freundlichſt zur Verfügung geſtellt vom Geheimen Regierungsrat
Profeſſor Dr. Moriz Fleiſcher in Stegliſ.)

Cleve, den 28. April 1839.

.
So waren wir mehrere Stunden mit ihnen zuſammen und ver-
ließen ſie dann, um einen dritten Verſuch zu machen, Bettina
kennenzulernen. Ich brachte Fleiſcher in die Bildergallerie des
Grafen von Raczyński und begab mich mit klopfendem Herzen
hinauf. Auf wiederholtes Klingeln erſchien der Bediente, dem
ich mein Anliegen vorbrachte und der mich in ein Zimmer führte;
dann ging er hin, mich anzumelden. Da er aber die Türen
aufließ, ſo konnte ich alles hören, wie Bettina mit lauter Stimme

sagte: „ach was, ich bin nicht zu Hause, habe keine Zeit, Damen anzunehmen“. Mit diesem Bescheid, den der Bediente sehr milberte, indem er sagte, „die gnädige Frau wären nicht zu Hause“, ging ich gesenkten Hauptes zu Fleischer, der mir riet, noch einmal hinaufzugehen, zu sagen, ob ich sie nicht bis 8 Uhr zu Hause fände, wo ich mit der Post abreiste. Ich folgte seinem Rate und trug meine Bitte, dieses Mal mit unsicherer Stimme vor. Nach ein paar Minuten erschien Bettina mit Hut und Mantel angetan und fragte mit ziemlich barscher Stimme: „Was steht zu Ihrem Befehl? ich habe keine Zeit, denn ich will ausgehen.“ Ich konnte nur mit Zittern hervorbringen; daß es schon seit Jahren mein innigster Wunsch sei, sie kennenzulernen; daß ich schon mehrere Versuche gemacht hätte, die aber mißglückt wären — und wenn sie jetzt auch noch so böse auf mich wäre, so würde es mich doch nicht reuen, es abermals versucht zu haben. Sie antwortete mir: in der Art hätten's ihr schon viele gesagt und es wäre ihr schon zur Gewohnheit geworden; hätte ihr aber ihr Bedienter gesagt, daß ich so hübsche braune Augen hätte, sie würde mich gleich angenommen haben. Und damit faßte sie meine Hand und führte mich in ihr Studier- und Schreibzimmer. Ich mußte mich zu ihr setzen und wir kamen gleich in ein außerordentlich lebhaftes Gespräch über ihr Buch. Natürlich sprach ich ihr meinen unendlichen Beifall darüber aus und sie erklärte mir dagegen, daß ich es gar nicht schöner finden könnte als sie. Ich fing ganz leise von der Rezension in der Evangelischen Kirchenzeitung an; sie ging aber gleich darauf ein und versicherte, daß vieles Wahre daran sei. Sie wolle auch ihre Gesinnung gar nicht für die beste auspreisen, aber sie fühle nun einmal das Bedürfnis in sich, alles öffentlich zu machen, besonders, wenn es so wertvoll wäre; das sei sie ihren Zeitgenossen und der Nachwelt schuldig. Und weil sie nun diesen Grundsatz und diese

Empfindung — den meisten Frauen so entgegen, — hätte, so beabsichtige sie, ihr Buch noch zu vervollkommen und einen vierten Teil herauszugeben, der ihren Briefwechsel mit der Günderoede enthalten solle und, — setzte sie hinzu: „geben Sie mir Ihre Adresse, ich schicke das Buch Ihnen“. — Die Adresse brachte sie nun auf meine Verhältnisse; sie fragte, wer ich sei und wohin ich wolle. Ich erzählte ihr denn, daß ich erst seit zwei Tagen verheiratet sei und mit meinem Mann nach Cleve ginge. Sie war so gütig, darauf zu erwidern, ich wäre ihr noch zu jung dazu vorgekommen — nicht jung an Geist, doch jung an Jahren. „Aber wo haben Sie denn Ihren Mann; kann solch' ein junger Ehemann es aushalten, so lang von einer lieben Frau getrennt zu sein? Soll ich ihn heraufkommen lassen, hat er mich auch so lieb, wie Sie mich haben? Ist er ebenso liebenswürdig wie Sie, was bekleidet er für ein Amt, ist er noch jung?“ Während einer solchen Reihe von Fragen lief sie nach der Klingel und schellte so laut und so viel, als läute sie Sturm. „Der Herr Doktor solle seine Frau Gemahlin bei mir abholen“, und somit warf sie Hut und Mantel ab, setzte sich darauf in unbeschreiblicher Lebhaftigkeit, aber doch auch mit Anmut und unendlicher Natürlichkeit; band mir auch meinen Mantel ab und erklärte naiv, sie würde mich noch lange nicht fortlassen; denn ich gefiele ihr und solche Leute müsse man festhalten. Im Allgemeinen aber hätte sie etwas gegen die Damen und darum hätte sie mich auch nicht annehmen wollen. Es dauerte wohl noch eine halbe Stunde, ehe Fleischer heraufkam, der sich erst in aller Ruhe unten die Bilder ansah. Als er kam, nahm das Gespräch freilich eine andere Richtung an, ohne aber weniger lebhaft zu werden. Ich gab eine stumme Hörerin ab, da es meistens Sachen betraf, die ich teils nicht verstand, teils nicht kannte, aber es war mir doch höchst interessant. Für die sieben

Göttinger Professoren war sie sehr eingenommen, für die beiden Grimms enthusiastisch. Sie erzählte uns, sie hätte nach dieser Geschichte an sie geschrieben und ihnen ihren ganzen Beifall gezollt. Dieser Brief wäre erst in die Leipziger, dann in die Hamburger Zeitung gekommen und so auch vor die Augen des Kronprinzen gelangt. Dieser habe sich mit großer Teilnahme und Freude darüber ausgesprochen und ein Verlangen gezeigt, die Verfasserin bei Hofe zu sehen.

Wenn man alles das, was sie gesprochen, niederschreiben wollte, so würde man eine sehr große Selbstgefälligkeit daraus entnehmen; hört man sie aber reden, mit dieser Unbefangenheit und dieser Lebhaftigkeit, die gar keine Reflexion auf Formen zuläßt, so muß man begeistert an ihrem Munde hängen und muß ihr die größte Wahrheit, das innigste Gefühl für alles Schöne und Gute zuschreiben. Auch Fleischer war äußerst zufrieden mit diesem Besuch und mit ihrer interessanten Unterhaltung; doch mußten wir beide manchmal laut auflachen über ihre Äußerungen und Ausdrücke, worauf sie dann sagte: „Ihr närrischen Leute, da kommt Ihr her und wollt mir Eure Achtung beweisen und setzt Euch dahin und lacht mich aus.“ Nun hatte ihre Persönlichkeit auch etwas Possierliches, was durch ihren Anzug, der aber keineswegs unordentlich oder gar schmutzig war, vermehrt wurde. Sie ist ein ganzes Stückchen kleiner als ich; ihr Gesicht hat bei der ersten Beschauung nichts Angenehmes, doch etwas sehr Interessantes; es ist schon ziemlich ältlich und wird durch einen sehr dunklen Teint noch älter gemacht. Kohlschwarze Locken, die man schon so oft zu grauen gemacht hat, hängen um ihre Stirn, und wenn man sieht, wie oft sie sich mit den Händen verwickelt, so kann man nicht begreifen, wie sie noch so glatt aussehen können. Ihr Haar ist bewundernswürdig stark; ihre Augen nicht allzu groß, aber blühend wie ein paar Kohlen, beschattet von buschigen

Augenbrauen. Ihre Nase nicht hübsch, ihr Mund sehr angenehm mit hübschen weißen Zähnen. Je länger man sie ansieht, je länger man sie sprechen hört, je lieber gewinnt man ihr Gesicht und ich fand es zuletzt sogar hübsch. Endlich, da es anfang dunkel zu werden, standen wir auf, um zu gehen. Sie erklärte, sie wolle uns begleiten, da sie noch ausgeladen sei und aufsch, aufsch holte sie ihren Mantel und Hut hinter und unter dem Sopha hervor und ehe man sich's versah, stand sie angekleidet da und band mir meinen Mantel um und wollte sich's nicht nehmen lassen, ihn mir zuzumachen. Ihr Anzug war wirklich merkwürdig; sie hatte einen schwarzen Taftrock an. Hierüber eine ebensolche Jacke mit langem Schoß, Ärmel oben und unten gleich weit und unten nicht zusammengezogen, eine weiße Krause um den Hals und darüber ein blauseidenes Tuch. Ihr Mantel war ganz bunt und ganz leicht und ihr Hütchen von grauer Seide. Alles hatte aber einen ganz andern Schnitt wie bei andern Menschenkindern. Ihr Zimmer sah wie die Arbeitsstube eines sehr gelehrten Herrn aus, überall lagen Briefe, Schriften, Bücher und Bilder umher. Auf einem Tischchen stand das Modell zu Göthes Denkmal, von ihr selbst angefertigt; auf andern Tischen Büsten und Modelle. Endlich gingen wir. Doch als wir bis an die Treppe gelangt waren, rief sie: „Ich muß doch meinen Kindern adieu sagen“, und somit lief sie nach einer hinteren Stube und wir hörten, wie sie von ihnen den herzlichsten Abschied nahm. Ihre Wohnung ist groß und schön und ordentlich und sauber, bis auf ihre Stube, wo zu vielerlei untereinander liegt; aber doch nur Handwerksgeschirr zu geistiger Beschäftigung. Sie begleitete uns nun noch ein Endchen und ihr Abschied war bei weitem freundlicher, als ihr Willkommen. Daß mir von diesem Besuche die schönste Erinnerung bleiben wird und daß ich sie um keinen Preis hingeben möchte, könnt Ihr Euch denken. Jedem Ber-

ehrer Bettinas wünsche ich, daß er sie kennen möchte, und auch jedem Widersacher, damit sie ihn belehren könnte. —

Da habe ich mich nun bei dieser einzigen Person solange aufgehalten, und wenn es viele Bettinen gäbe, so würde mein Brief wohl nie zu Ende kommen und ich bin Euch wohl schon jetzt mit meiner Weitläufigkeit langweilig geworden und Ihr verlangt nach dem Endresultate.

Henriette Händel-Schütz und Niemeyers.

Affessor Dr. Kampe (ux. Dorothee Niemeyer VII 9h) schreibt:

In den Tagebuchblättern meiner Ur-Urgroßmutter mütterlicherseits, der hochgefeierten Künstlerin Händel-Schütz, in denen sich Widmungen oder Gedichte fast aller bedeutenden Denker und Dichter der damaligen Zeiten befinden, entdeckte ich zwei Widmungen.

Gottlieb Anton Christian Niemeyer (III. S. Ia) schreibt:

Nicht Worte sollen mein Entzücken Dir bezeugen —
Am höchsten ehrt man Dich, Du Einzige, durch Schweigen.

Kassel, am 20. Dezember 1813.

Anton Niemeyer.

Die Widmung des Kanzlers lautet:

Des Meisters tiefen Sinn erschöpft vielleicht
Die Meisterin allein. Doch hell und klar
Ward er auch mir, als ich Dich hört' und sah.
Des Dankes Unterpfand sey Dir dies Blatt.

Halle, 12. Februar 1811.

A. S. Niemeyer.

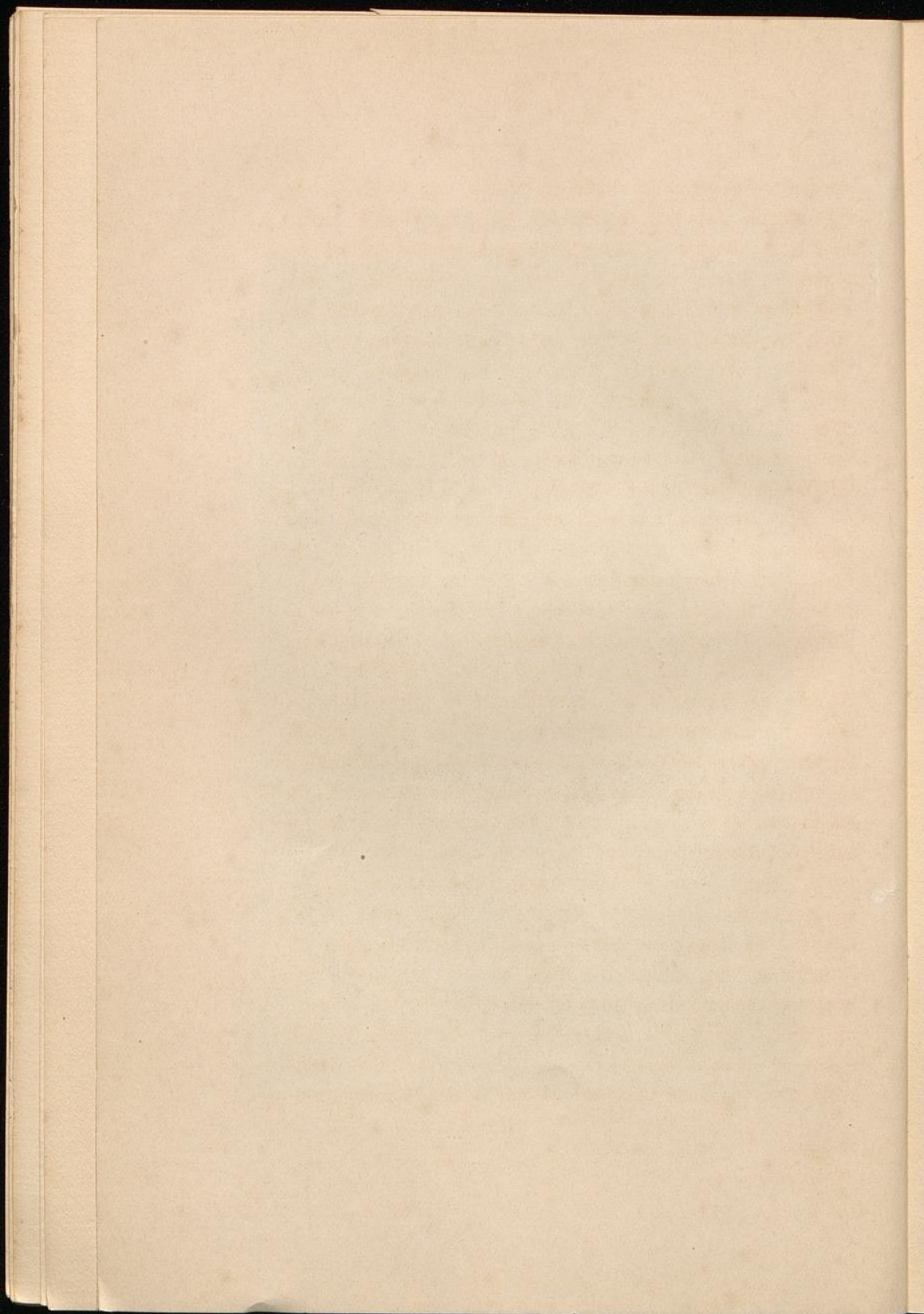
Paul Niemeyer.

Von Dr. Oskar Rückert in Unna.

Es war ein schöner Frühlingstag, der 27. Mai 1904. Die Sonne strahlt herab auf das Parkgelände der Stadt Magdeburg und spiegelt sich in dem Elbstrom, der dort, sich in zwei Arme teilend, majestätisch dahinzieht. Im südlichsten Teile des Parkes sind Menschen versammelt um einen neu aufgerichteten Gedenkstein, einen gewaltigen Granitblock, auf dessen Frontseite ein bronzegetriebener Blumenkranz die einfache Inschrift umschließt: Niemeyer, Städtischer Garten-Direktor 1863 — 1890. Der Vertreter der Stadt, Stadtrat Reimarus (der jetzige Oberbürgermeister), spricht in herzerfreuenden Worten über die hohen Verdienste des Meisters, dem zu Ehren dieser Gedenkstein errichtet ist. Hören wir selbst, was er zu der Versammlung spricht¹⁾: „... Es liegt mir fern, Ihnen heute ein ausführliches Bild von dem Leben und Wirken Niemeyers zu geben. Was er geschaffen, es spricht am besten und deutlichsten für sich allein. Nur wenige Hauptpunkte aus seinem Leben in kurzen Zügen Ihnen vorzuführen, wollen Sie mir gestatten. Als im Jahre 1862 die städtischen Behörden eine Neuregelung des Garten-, Wiesen- und Ackerwesens beschlossen hatten, fiel die Wahl zu der neu geschaffenen Stelle des städtischen Garten- und Ackerinspektors auf den damaligen Herzoglich Meiningischen Hofgärtner Paul Niemeyer zu Altenstein. Ausschlaggebend für diese Wahl, die trotz der Mitbewerbung

¹⁾ In überaus dankenswerter Weise hat Herr Oberbürgermeister Reimarus den Wortlaut dieser Rede, aus der hier ein größerer Abschnitt abgedruckt wird, zur Verfügung gestellt. Erwähnt sei hier noch, daß P. Niemeyers Andenken in Magdeburg auch durch den „Niemeyerweg“ an der Stromelbe und durch die geschmackvolle „Niemeyerbank“ auf dem Glacis (eine Stiftung des Ingenieurs Richard Toepffer) geehrt worden ist.





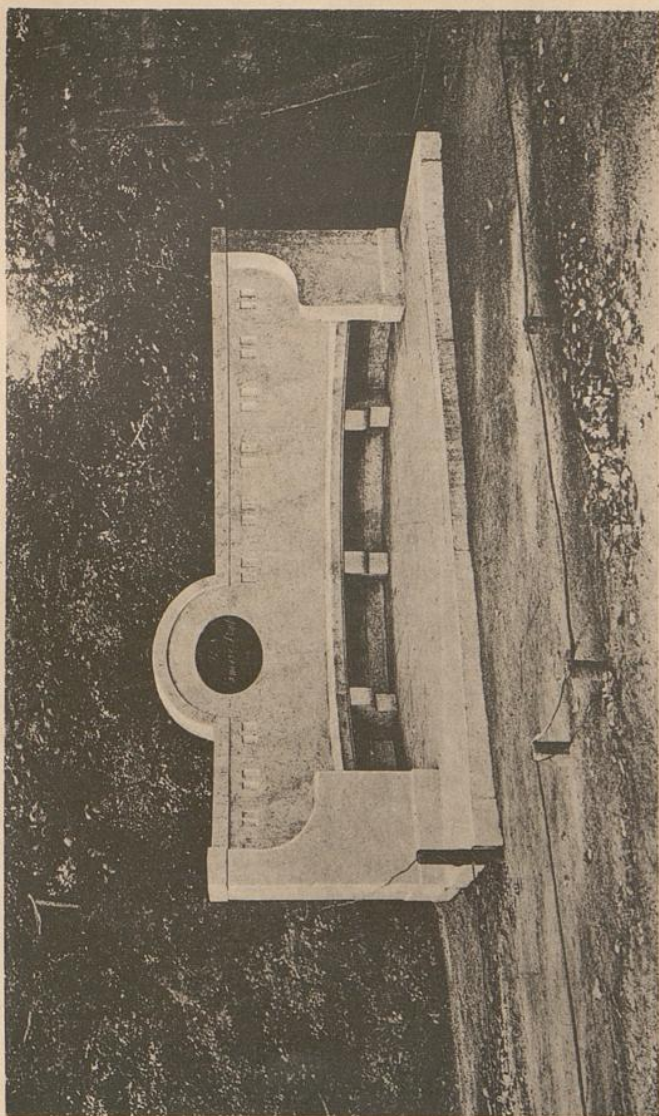
namhafter Gartenkünstler einstimmig erfolgte, war die Empfehlung des damals auf dem Gebiete der Gartenkunst wohl hervorragendsten Mannes in Deutschland, des Generaldirektors der königlichen Gärten in Potsdam, des auch in Magdeburg hochangesehenen Lenné, nach dessen Plänen bekanntlich der Friedrich-Wilhelms-Garten angelegt war, und dessen Mitwirkung die Stadt Magdeburg sich auch bei Anlage des Nordfriedhofes gesichert hatte. Er war es, welcher ,auf die entschiedene Qualifikation Niemeyers als Gärtner, seinen Fleiß, seine Umsicht, seine Energie und seine Integrität' hingewiesen hatte, so daß er ,eine geeignetere Persönlichkeit nicht empfehlen könne'.

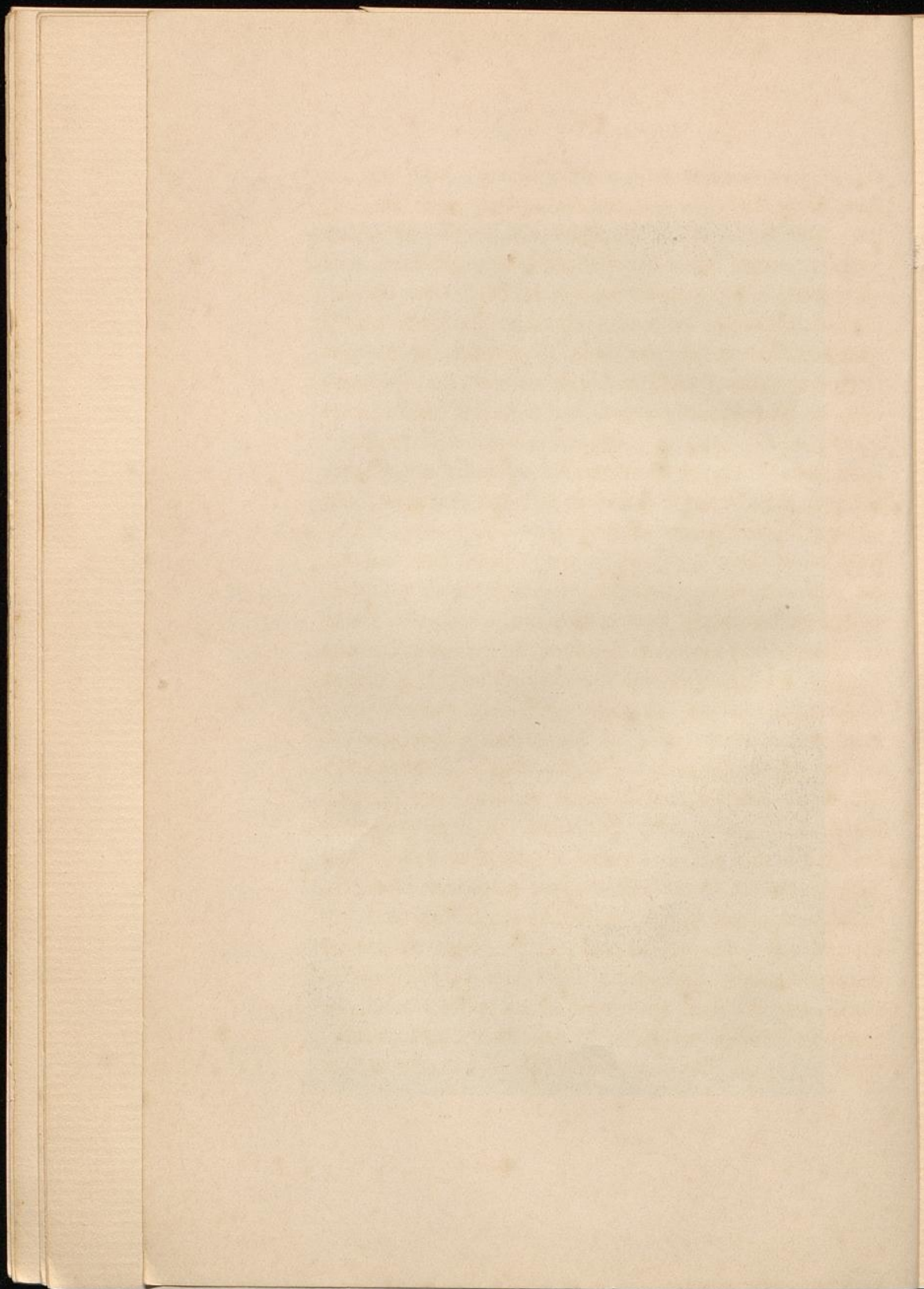
Wie zutreffend der große Meister der Gartenkunst seine empfehlenden Worte gewählt hat, die Zeit hat es gelehrt. In den Rahmen dieser kurzen Ansprache würde eine Ausführung aller derjenigen Arbeiten, welche Niemeyer zur Freude der ganzen Bürgerschaft geschaffen hat, nicht heineinpassen; die Glacisanlagen zwischen Ulrichs- und Sudenburger Tor, der Südfriedhof, die Anlagen bei Bastion Cleve, der Stadtpark in seinem längs der Stromelbe belegenen Teile dürften Hervorhebung verdienen; insbesondere geben die Glacisanlagen mit ihren auf beschränktem Gelände geschaffenen hervorragenden Durchblicken und die Anlagen des Stadtparkes ein unantastbares Zeugnis von dem reichen garten-technischen Können Niemeyers, von seiner genialen schöpferischen Kraft. Wenn es im Stadtpark zwischen Schützenhaus und der an Baumgarten verpachteten Restauration blüht, wenn in der tadellosen Anordnung der Baum- und Strauchgruppen unendliche Farbenpracht den Wanderer entzückt, wie in den jüngst vergangenen Wochen, dann darf der Magdeburger stolz rühmen, daß über einen ebenso reichen Gartenschmuck wenige deutsche Städte zu verfügen haben, über einen reicheren keine. Des Stadtparks Name wird am innigsten mit dem Namen Niemeyers ver-

bunden bleiben, und deshalb war auch der Gedanke glücklich, an dem Punkte, in dem Niemeyers Anlage des Stadtparkes endet, seinem Gedächtnis ein bleibendes Zeichen zu errichten. Mit Freuden wurde diese Anregung im vorigen Jahre seitens der Gartendeputation aufgegriffen; jetzt, nachdem die erforderlichen Mittel seitens der städtischen Behörden bereitwilligst zur Verfügung gestellt waren, ist er ausgeführt, und es darf wohl behauptet werden, daß dieser gewaltige Stein in seiner soliden Einfachheit in passender Weise das Andenken des Mannes ehrt, dem leerer Prunk verhaßt war, der ein Muster gediegener Einfachheit war während seiner ganzen siebenundzwanzigjährigen, an Arbeit und Erfolgen reichen Dienstzeit bei der Stadt Magdeburg."

Die in dieser Rede so warm anerkannten Magdeburger Schöpfungen waren die hervorragendsten Leistungen Paul Niemeyers, sie bezeichnen die Vollendung seiner künstlerischen Laufbahn. Für die Familiengeschichte ist es von besonderem Reiz, den Einfluß zu beobachten, den der überlieferte geistige Schatz der Familie auf die Entwicklung des Einzelnen ausgeübt hat. Für P. Niemeyer gilt es gewiß, daß er die geistigen Kräfte, die ihm von seinen Vätern überkommen waren, weise benutzt, und daß er sie auszuprägen gewußt hat zu den Schöpfungen einer Kunst, die nicht bloß das Auge zu entzücken und die Seele zu erquickern weiß, sondern auch eine umfassende soziale Bedeutung hat. So erinnert uns P. Niemeyer durch diesen menschenfreundlichen Charakter seiner Kunst an das Wirken seiner Vorfahren in Halle von Aug. Herm. Francke an bis zu dem Kanzler und dessen Söhnen.

Unter diesen war auch P. Niemeyers Vater, der Professor der Medizin Wilhelm Niemeyer (Stammtafel II B 5 a). P. Niemeyer, geboren den 22. September 1826 in Halle, zeigte schon frühzeitig Liebe zur Blumenpflege und Gärtnerei. Daher wurde, nachdem





er das Pädagogium in Halle bis Obersekunda besucht hatte, im Familienrat beschloffen, ihn dem Gärtnerberuf zuzuführen. Er selbst hatte freilich die Absicht gehabt, Offizier zu werden, doch wurde er wegen seiner damals schwächlichen Gesundheit nicht angenommen. So begann denn sein Berufsleben mit der dreijährigen Lehrzeit in der großen Gärtnerei von J. C. Schmidt (Blumenschmidt) in der altberühmten Gärtnerstadt Erfurt. Das tiefere Verständnis für den idealen Gehalt seines Berufes ist ihm wohl in Potsdam aufgegangen, wo er in den unter Lennés genialer Leitung stehenden königlichen Gärten das Baumschulwesen und die Landschaftsgärtnerei großen Stiles kennen lernte. Inmitten dieser herrlichen Landschaft, die durch Vereinigung einer reich ausgestatteten Natur und vollendeter Schöpfungen der Baukunst und Landschaftsgärtnerei ihr einzigartiges Gepräge erhalten hat, konnte P. Niemeyer die gewaltige Entwicklung beobachten, zu der die Gartenkunst berufen war, hauptsächlich eben infolge der umfassenden, besonders in Norddeutschland weithin erkennbaren Tätigkeit des großen Lenné. Dieser hat auch P. Niemeyers Begabung klar erkannt, er schafft ihm die beste Gelegenheit zur weiteren Fortbildung, indem er ihm eine Anstellung vermittelt bei dem Fürsten Hermann von Büdler-Muskau. Dieser größte Meister der deutschen Landschaftsgärtnerei hatte, angeregt durch das Studium des englischen Parkwesens, zuerst in Deutschland den großen und doch so einfachen Gedanken durchgeführt, die Schöpfungen der Gartenkunst mit der umgebenden Natur zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen. P. Niemeyer spricht sich nachmals selbst darüber aus, daß die höchste Aufgabe der Landschaftsgärtnerei „nicht darin besteht, aus einem beschränkten Garten eine Landschaft schaffen zu wollen, sondern darin, die äußere Landschaft vorteilhaft zu benutzen, in den Park hineinanzuziehen, die Ferne sich anzueignen“ (Zeitung „Deutschland“ in

Weimar, 1901, Nr. 124). Dieses Ideal entsprach so ganz und gar seinem eigenen schlicht-einfachen, ganz aufs Natürliche gerichteten Geiste, der auch in der Kunst alle Künstelei verschmähte und ihrem Ursprung in der Tiefe alles natürlichen Werdens nachging.

So trägt er das Ideal seiner Kunst in der bildenden Kraft seines Geistes; aber emsig sucht er überall Vorbilder und Anregungen zu gewinnen, er unternimmt Reisen nach Oberitalien, Frankreich, der Schweiz, später auch auf Wunsch des Herzogs von Sachsen-Meiningen nach England, und studiert allerorten die Meisterwerke der Gartenkunst.

In den Dienst des Herzogs Bernhard von Meiningen kam Paul Niemeyer durch Empfehlung des Fürsten Bückler, nachdem er bis zum Jahre 1854 in Bücklers großartigem Park zu Muskau tätig gewesen war. Der Fürst hatte dem Herzog Bernhard Pläne entworfen für einen großen Naturpark am Schlosse Altenstein, in dem Paul Niemeyer nun als Hofgärtner wirken sollte. Auch hier in Altenstein förderte er die harmonische Verschmelzung von Kunst und Natur, die wir da in reizvoller Weise erreicht finden. Da erhebt sich inmitten einer reichen Blütenpracht der edle Renaissancebau des Schlosses mit seinen zierlichen Giebeln; dieses glänzende Bild umrahmt der Park, der weiterhin übergeht in die gebirgige Landschaft mit ihren Felshängen, lieblichen Gründen und frischen Wäldern. In diesem Wirkungskreis war Paul Niemeyer tätig, bis er am 1. Januar 1863 nach Magdeburg berufen wurde.

Hier schuf er nun in unermüdlicher Arbeitslust das Hauptwerk seines Lebens. Aber inmitten seines amtlichen Wirkens fand er noch Zeit, auch für andere öffentliche und private Parke und Gärten die Pläne zu machen und Rat und Hilfe zu gewähren. So ist z. B. auch der Park am Eingang des Bodentales in Thale sein Werk. Auch schriftstellerisch war er tätig.

1865 erschien von ihm: „Des Landwirts Gartenbuch, ein praktischer Ratgeber für Ökonomen und Gartenbesitzer“.

Seinen Hausstand hatte Paul Niemeyer noch in Altenstein begründet. Er vermählte sich am 29. November 1855 mit Mathilde, der Tochter des Kirchenrates Dr. Emil Rückert, Pfarrers von Schweina und Liebenstein. Vier Kinder, Max, Hermann, Betty und Marie sind dem Ehebund entsprossen.¹⁾

Am 1. April 1890 trat Paul Niemeyer in den Ruhestand und siedelte mit seiner Familie nach Weimar über. Er zeigte damals noch eine bewundernswerte geistige Frische. Die Kunststadt Weimar erquickte seinen Geist, der für alles Schöne empfänglich war. So war er ein begeisterter Verehrer der Wagner'schen Musik. Um sich am „Parsifal“ zu erbauen, reiste er nach Bayreuth. Sinn und Verständnis für klassische Literatur hatte er sich von seiner Jugendzeit her bewahrt, besonders bewunderte er Goethe und Shakespeare; noch im Alter wußte er lange Abschnitte aus ihren Werken zu zitieren. Die Lust an der Natur, am Wandern und Reisen hat er sich fast bis zuletzt bewahrt. Er nannte Weimar mit Adolf Stahr die „spazierlichste Stadt“.

¹⁾ Paul Niemeyers Söhne waren beide ausgezeichnet durch hohe geistige Begabung und leisteten Tüchtiges in ihrem Fache; um so schmerzlicher berührt es uns, daß beide durch ein Gemütsleiden vorzeitig und allzufrüh aus ihrer Bahn gerissen wurden. Max Niemeyer, geboren den 1. Dezember 1856, besuchte das Pädagogium zum Kloster „Unserer Lieben Frauen“ in Magdeburg und studierte Naturwissenschaft in Leipzig, Berlin und Marburg. Sein Doktordissertation veröffentlichte Herr Professor Dr. Zinke, Direktor des Chemischen Instituts in Marburg, in Justus Liebig's Annalen der Chemie. Er starb in Marburg am 25. November 1884. — Hermann Niemeyer, geboren den 28. Oktober 1858, bezog nach dem Besuch der Gewerbeschule in Halberstadt die Technische Hochschule in Charlottenburg, widmete sich dem Maschinenbaufach und wurde königlicher Regierungsbaumeister. Er starb an einem schweren organischen Leiden am 6. Juni 1900. Von dem Werte seiner Examensarbeiten zeugt es, daß sie von der Hochschule in Charlottenburg als Lehrmittel erbeten wurden.

die er je gesehen, und bald kannte er im Park und in den alten Alleen fast jeden Baum und Strauch. Auch die weitere Umgebung durchstreifte er mit sehenden und forschenden Augen. Früchte seiner Wanderschaft waren Aufsätze über die Weimarischen Parke und über Schloß Großkromsdorf, die in der Weimarischen Landeszeitung „Deutschland“ veröffentlicht und mit großem Beifall aufgenommen wurden. Von seiner trefflichen Beobachtungsgabe zeugt auch die noch handschriftlich vorhandene Beschreibung der italienischen Reise, die er 1893 unternommen hatte.

Als Gatte und Vater war Paul Niemeyer stets treu besorgt um das Wohl der Seinen. Wohlthuend berührte im Hause wie draußen im geselligen Kreise seine freundliche und joviale Umgangsart; durch seine vielseitigen Kenntnisse und Erfahrungen, durch sein abgeklärtes, ruhiges Urteil wirkte er anregend und fördernd auf seine Umgebung.

Paul Niemeyer starb nach längerem Leiden am 10. Dezember 1901 in Weimar. Mit ihm schied eine Persönlichkeit, die, befähigt durch geniale, schöpferische Kraft, mit einer ruhigen und festen Tatkraft Großes gestaltet und dabei Wege verfolgt hat, die unsere Zeit erst in ihrem heilbringenden Werte ganz erkannt hat. Er war ein Meister in seiner Kunst, dabei aber auch ein kerniger und ehrenfester und ganz schlichter Mensch, der aus einem inneren Pflichtgefühl heraus handelte, ohne nach Anerkennung zu haschen — einer der besten seines Stammes, seiner Väter wert.

Mathilde Niemeyer.

Mathilde Niemeyer wurde geboren am 14. Mai 1833 in Schweina im Herzogtum Sachsen-Meiningen. Ihr Vater, der Kirchenrat Dr. Emil Rückert, war Pfarrer von Schweina und Liebenstein. Dieser feingebildete Geist widmete seine Mußestunden gern der Poesie oder gelehrten Forschungen. Seine Gattin Betty, eine tätige und wirtschaftliche Hausfrau, war die Tochter des Oberlandesgerichtspräsidenten Karl Gottlieb Hieronymi in Hildburghausen.

In einer bescheidenen ländlichen Umgebung wuchs Mathilde heran. Doch sah das Pfarrhaus nicht selten Besuch von Fremden, auch von Gelehrten und hochgestellten Persönlichkeiten, die in Bad Liebenstein zur Kur weilten. Auch der Dichter Friedrich Rückert, der mit seinem Vetter Emil in inniger Freundschaft verbunden war, war wiederholt als Gast im Schweinaer Pfarrhaus. Mathilde erzählte später noch gern amüsante kleine Erinnerungen an den Dichter. Wenn sein Besuch in Sicht war, kam ihre Mutter in große Verlegenheit, da sie keine Bettstelle besaß, die für den ungewöhnlich hochgewachsenen Herrn Vetter bequem war. Dieser hielt es auch nie lange im Pfarrhaus aus, weil die Fenster des Gastzimmers nach dem Friedhof hinausgingen. Seine Dichterphantasie sah dann in der Nacht die Gräber sich auftun und die Entschlafenen zu einem graufigen Totentanz herauskommen. Auf dem Landgut des Dichters in Neuß bei Koburg ist Mathilde als junges Mädchen mehrmals als Gast gewesen. Der Dichter hatte seine Freude an ihr und nannte sie sein „Wiesenblümchen“. Im Jahre 1855 verlobte sie sich an ihrem Geburtstag mit Paul Niemeyer, der damals Hofgärtner auf dem Altenstein bei Liebenstein war. (Tafel IV, II B 5 a 5

der Stammtafeln.) Am 29. November 1855 vollzog Mathildens Vater die Trauung. Zu Neujahr 1863 siedelte Mathilde mit ihrem Gatten und ihren vier Kindern Max, Hermann, Betty und Marie nach Magdeburg über, wo sie nun blieb bis zum Jahre 1890, in dem die Familie nach Weimar verzog. Als Mathilde die schöne Waldluft ihrer Thüringer Berge entbehren und sich in die Enge der Großstadt einleben mußte, fing sie an zu kränkeln, wodurch viel trüber Schatten über die Familie kam. Infolge dessen zog sie sich so viel wie möglich vom Verkehr zurück und lebte nur ihrer Familie und ihren häuslichen Pflichten.

Die Grundzüge ihres Wesens, Güte und Mütterlichkeit, zeigten sich schon in früher Jugend, indem sie gern ihren dörflichen Spielgefährten die ihnen zur Wartung anvertrauten jüngeren Geschwister abnahm, sie herumtrug und pflegte. Auch ihren 14 Jahre jüngeren Bruder hat sie aufgezogen, da ihre Mutter seit der Geburt dieses Kindes leidend blieb. Der kleine Otto hing so an der großen Schwester, daß er sie nicht fortlassen wollte und weinte, als sie nach dem Hochzeitsmahl das elterliche Haus verließ. Äußerst anspruchslos und bescheiden war ihre Art und Weise. Sie wunderte sich, wenn ältere und geistig hochstehende Leute, von ihrer anmutigen Natürlichkeit angezogen, sich freundlich gegen sie zeigten. „Es ist sonderbar“, sagte sie dann wohl, „die hatten mich gern“. Wie allgemein die Verehrung war, die man ihr entgegenbrachte, hat sie in ihrer Bescheidenheit wohl nie geahnt. Aber es erwies sich in rührender Weise in der Zeit ihrer letzten Krankheit, als sich auch Fernstehende, mit denen sie keinen Verkehr unterhielt, nach ihrem Befinden erkundigten und Blumen schickten — eine Aufmerksamkeit, die ihrem schlichten Sinne am meisten entsprach.

Aufs innigste hing ihr Herz an ihren Kindern. Um so schwerer traf sie der Verlust ihrer beiden Söhne in den Jahren 1884

und 1900, ein Schicksal, dessen Wucht sie nie überwunden hat. Wer ihr nahestand, fühlte ergriffen den Hauch tiefen Leides, der über ihrer Seele lag. Aber dieses Herz, das an echter Liebe so reich war, konnte nicht verbittert werden. Auch der unermüdlichen Fürsorge für den Gatten setzte der Tod im Jahre 1901 ein Ziel. Aber die beiden Töchter, die ihr geblieben waren, und gar viele Verwandte und Bekannte erfuhren die ganze Fülle ihrer sorgenden Güte, solange sie zu wirken vermochte. Je mehr sie im späteren Alter ans Haus gefesselt wurde, desto eifriger pflegte sie die heute immer mehr verfallende Kunst des Brieffschreibens. Treffend verstand sie es, Erlebnisse zu erzählen, Personen zu schildern, ohne doch von dieser Gabe, die ihr eigen war, anders als mit rührender Bescheidenheit zu reden. Eigentümlich war auch ihre Fähigkeit, die an ihren großen Dichter-Verwandten erinnerte, irgend eine Situation mit einem neugebildeten Worte treffend zu kennzeichnen.

Bis in ihr hohes Alter blieb sie tätig und fleißig; der Schlaganfall, der sie am 27. April 1912 traf, riß sie mitten aus ihrer gewohnten wirtschaftlichen Tätigkeit und lähmte gleich die ganze rechte Seite. Drei und eine halbe Woche hat sie noch schwer gelitten, bis sie der Todesengel am 22. Mai abrief.

Zum Originalbild A. S. Franckes.

Von Antoine Pesne.

Einer Anregung von Professor D. Achelis in Halle folgend, erhielt ich von Herrn Studienrat Eduard Niemeyer in Zwickau diese Auskunft: „... Was endlich das in meinem Besitz befindliche Ölgemälde betrifft, so glaube ich ja allerdings darin ein außerordentlich wertvolles Bild zu besitzen, dessen künstlerischer Wert

über allen Zweifel erhaben ist. Ob es aber das Originalbild von A. Pesne ist, kann ich nicht beweisen. In einigen Zügen weicht es von dem Wolfgang'schen Stich, der auf das Pesnesche Original zurückgeht, ab. Es kann aber sein, daß spätere Änderungen an meinem Bilde vorgenommen sind. In meiner Familie gilt das Bild als Original. Vor mir besaß es mein Vater, weiland Rektor des Realgymnasiums in Dresden-Neustadt (Stammtafel VIII, Nr. 3), vor diesem dessen Bruder August (Nr. 2), vor diesem Agnes Niemeyer (Tafel III), Tochter von Gotthilf Anton (1 e). Daß diese es von ihrem Großvater Johann Anton geerbt hat, dessen Frau eine Enkelin A. S. Franckes war, läßt sich vermuten, aber nicht beweisen."

Neueste Nachrichten.

Geboren: 19. Juni 1913 Sohn Klaus Rolf Richard dem Rechtsanwalt Westhoff in Fürth, ux. Hildeg. Niemeyer (VI 7 c 1), der erste Ur=ur=urenkel des Kanzlers. — 4. Juli 1913 Tochter Margarethe Bertha dem Buchhändler Hermann Niemeyer in Halle a. S. — 2. November 1913 Sohn Max dem Assessor Dr. Mampe in Breslau, ux. Dorothea Niemeyer.

(Um eine notwendige Grenze zu ziehen, werden nur noch die Kinder der geb. Niemeyer gemeldet, jedoch bittet der Herausgeber für das Archiv auch um Mitteilung der weiteren Verwandtschaft.)

Vermählt: April 1912 Gertrud Wolff (III VI 8 c) mit Alfred Reimers. — 9. November 1912 Hildegard Niemeyer (VII 8 e) mit Buchhändler Adolf Seippel. — Herbst 1912 Hildegard Niemeyer (VI 7 c 1) mit Rechtsanwalt Westhoff in Fürth. — 31. Januar 1913 Lisbeth Wolff (III VI 1.11 c) mit Dr. Georg Kroll, II. Arzt der Heilanstalt Reiboldsgrün/S.

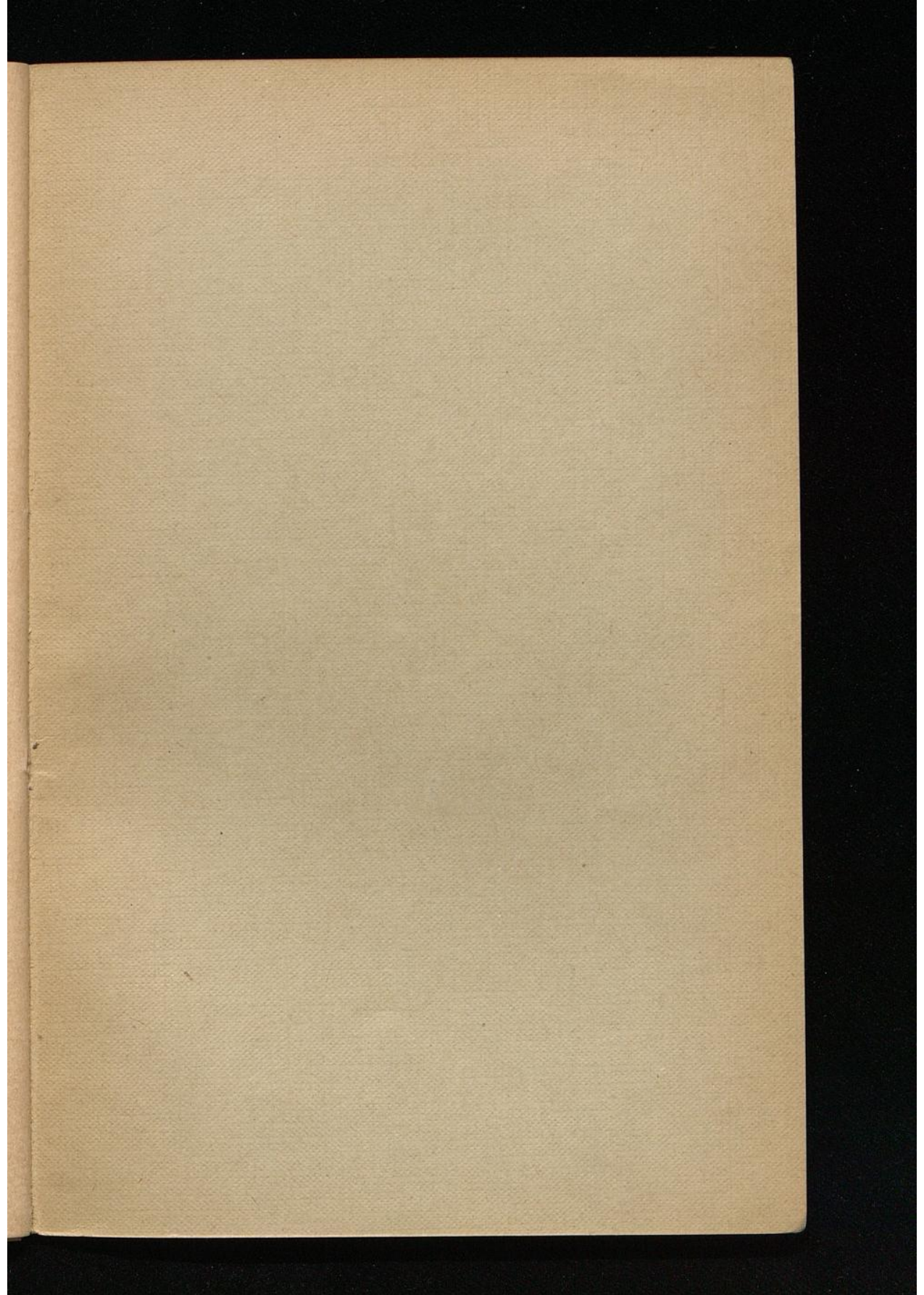
Gestorben: 19. Mai 1913 Professor Dr. Max Niemeyer in Potsdam, der bisherige Herausgeber unserer Familien-Nachrichten.

Beförderungen: 1. Dezember 1912 Erich Poser (III 5. 4. 2) zur Kriegsakademie, am 14. April 1913 Oberleutnant. — 1. November 1913 Otto Niemeyer (V 2 f 1) beendet das medizinische Staatsexamen; steht bei dem Infanterie-Regiment von Borcke Nr. 21 in Thorn. — Oktober 1913 Else Niemeyer (V 2 f 2) eröffnet eine Werkstätte für photographische Bildnisse. — 5. September 1913 Hilde Niemeyer (V 2 f 3) besteht die staatliche Prüfung als Kindergärtnerin I. Klasse. (Max Niemeyer hatte noch vor seinem Hinscheiden die Freude, die Erfolge seiner drei ältesten Kinder voranzusehen.) — 5. September 1913 Hans Jürgen Vollbrandt (VI 7 f 1) besteht das Abiturium. — Kurt Niese (IV 1 e 1) wird Inspektor der Domäne Escherde. — Herrmann Niese (VI 1 e 2) beendet seine Lehrzeit im Bankfach; dient als Einjähriger in Wolfenbüttel. — 8. August 1913 Johannes Niemeyer (VI 7 a 2) besteht in München das Diplom-examen für Architekten.

Familienrat: Ehrenvorsitzender der Senior der Familie, Justizrat Hans Niemeyer in Essen a. d. R. Mitglieder: Senatspräsident Herbert Pernice, Königsberg in Pr.; Justizrat Dr. Victor Niemeyer, Essen a. d. R.; Buchhändler Hermann Niemeyer, Halle a. S., Brüderstr. 6, Kassenwart (Einzahlung der Beiträge — mindestens 5 Mk. — im Oktober jeden Jahres) und Einberufer der Familientage.

Die Herausgabe der Nachrichten hat an Stelle des verstorbenen Professors Dr. Max Niemeyer einstweilen Kurt Niemeyer in Schlachtensee bei Berlin, Eitel-Fritzstr. 21 übernommen. An ihn sende man alle Mitteilungen, Nachrichten, Familienpapiere, Beiträge.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.



A:5